



Reutlingen. Katharinenkirche. Blick nach Osten.

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege

2/2005 34. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart in Verbindung mit den Fachreferaten für Denkmalpflege in den Regierungspräsidien. Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a.N. Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck Schriftleitung: Dr. C. Dutzi Stellvertreter: Dr. Chr. Unz Redaktionsausschuss: Dr. C. Baer-Schneider, Dr. J. Breuer. Dipl.-Ing. V. Caesar, Dr. C. Dutzi, Dr. D. Jakobs, Prof. Dr. C.-J. Kind, PD Dr. D. Krausse, Dr. H. Schäfer, Dr. P. Wichmann, Dr. D. Zimdars Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart Gestaltung und Herstellung: Hans-Jürgen Trinkner, Stuttgart Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft, Nicolaus-Otto-Straße 14, 89079 Ulm-Donautal Postverlagsort: 70178 Stuttgart E-mail: Nachrichtenblatt-LAD@rps.bwl.de Erscheinungsweise: vierteljährlich Auflage: 20 000 Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich. Bankverbindung: Landesoberkasse Baden-Württemberg,

Bei allen Fragen des Bezugs, z. B. bei Adressenänderung, wenden Sie sich bitte direkt an Frau Glass-Werner (Tel. 07 11/66463-203, Montag bis Mittwoch).

Spende LDA, Kz. 98300 3100 1005

Verwendungszweck:

Baden-Württembergische Bank Karlsruhe, Konto 4 002 015 800 (BLZ 660 200 20).

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der Denkmalstiftung Baden-Württemberg bei. Sie ist kostenlos bei der Geschäftsstelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich.

Inhalt

- 1 Editorial
 Dieter Planck
- 51 Die Hofanlage Milz in Kressbronn-Retterschen (Bodenseekreis) Ein faszinierendes Ensemble wird durch kommunales und bürgerschaftliches Engagement erhalten und behutsam saniert Petra Sachs-Gleich
- 59 Bauernhäuser auf der Reichenau brauchen Hilfe
 Das Weltkulturerbe als Chance
 Petra Wichmann
- 67 Die mittelalterliche Silbergrube "Marie in der Kohlbach" bei Hohensachsen (Rhein-Neckar-Kreis) Ludwig H. Hildebrandt
- 72 Glossar der bergmännischen und mineralogischen Begriffe
- 73 Landkirchen in den Ortsteilen von Schwäbisch Gmünd um 1900 Kirchenbau und -erweiterungen zwischen Historismus und "Moderne": Materialien aus einem Band "Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg" Richard Strobel
- 88 Kirchenausstattungen von Heinrich Dolmetsch Vom Umgang mit Raumfassungen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts Ellen Pietrus
- 100 "Alle irdischen Makel und Flecken … ins Reine gebracht" Das Tuttlinger Krematorium Melanie Mertens / Monika Loddenkemper
- 107 Besondere Dachdeckungen im Main-Tauber-Kreis Judith Breuer

Denkmalporträt

- 111 Die mittelalterliche Ortsburg "Auf dem Buck" Bräunlingen (Schwarzwald-Baar-Kreis) Bertram Jenisch
- 113 Lohn für besondere Verdienste Ein kleines Palais am Obertorplatz in Hechingen (Zollernalbkreis) Michael Ruhland
- 115 Neuerscheinungen
- 116 Ausstellung

Editorial

Dieter Planck

Im Rahmen der Verwaltungsstrukturreform wurde das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg als Landesoberbehörde für den Denkmalschutz mit Wirkung vom 1. Januar 2005 aufgelöst.

Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg wurde - nach der Verabschiedung des Denkmalschutzgesetzes von Baden-Württemberg im Sommer 1971 – mit Wirkung vom 1. Januar 1972 gegründet, um die vier bis dahin unabhängigen staatlichen Ämter für Denkmalpflege in den Regierungsbezirken Nordwürttemberg, Nordbaden, Südwürttemberg-Hohenzollern und Südbaden zu einem Fachamt für die Denkmalpflege zusammenzuführen. Das neu gegründete Landesdenkmalamt bestand aus einer zentralen Dienststelle in Stuttgart, die die fachliche Leitung wahrnahm, und vier Außenstellen in jedem Regierungsbezirk. Dort gab es jeweils ein Fachreferat der Bau- und Kunstdenkmalpflege und der archäologischen Denkmalpflege. In der Folgezeit wurden sowohl für die Bau- und Kunstdenkmalpflege wie auch in der Archäologie wichtige landesweite Infrastrukturen gebildet. Man richtete zentrale Fachdienste ein, beispielsweise die Restaurierung, die Photogrammetrie und die landesweite Inventarisation, und man verfügte nun über Spezialisten für die verschiedensten Naturwissenschaften, für die Prospektion und für die Pfahlbau- und Unterwasserarchäologie. Eine zentrale Aufgabe war auch die Zusammenführung der gesamten Öffentlichkeitsarbeit und damit die Vermittlung von Fachthemen an die allgemeine und fachliche Öffentlichkeit durch Publikationen, wie die schon seit mehr als 40 Jahren bestehende Vierteljahreszeitschrift "Denkmalpflege in Baden-Württemberg", die Jahresschrift "Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg" oder die zahlreichen wissenschaftlichen Publikationen. Nicht zu vergessen ist die Durchführung großer und kleinerer Fachtagungen, die vor allen Dingen die Methoden und Ziele einer landeseinheitlichen Denkmalpflege an ein breites Publikum vermittelten.

Die Hauptaufgabe des Landesdenkmalamtes bestand darin, eine fachlich, qualifizierte Denkmalpflege nach landeseinheitlichen Maßstäben zu gewährleisten. Dabei bildete der Einsatz der Landesmittel, insbesondere aus den Wetteinnahmen, ein wichtiges Instrumentarium, das sowohl im Bereich der Baudenkmalpflege wie auch auf dem Gebiet der Landesarchäologie gezielt und nach einheitlich fachlichen Gesichtspunkten eingesetzt wurde. Dasselbe Ziel galt auch für die Erfassung

der Kulturdenkmale oder die Frage von fachlichen Abwägungen im Rahmen des baden-württembergischen Denkmalschutzgesetzes. Die Gutachten für Eintragungen ins Denkmalbuch oder für die Ausweisung von Gesamtanlagen bzw. Grabungsschutzgebieten waren ebenfalls Aufgaben, die unter landeseinheitlichen Vorgaben und nach landeseinheitlichen Gesichtspunkten wahrgenommen wurden.

Mit der Neuorganisation zum 1. Januar 2005 wurde die Struktur dieser in den letzten 30 Jahren für das Land Baden-Württemberg zuständigen Fachbehörde aufgegeben. An ihre Stelle treten nun fünf Organisationseinheiten, die in die Regierungspräsidien eingegliedert sind. Die regionale Tätigkeit und die hoheitlichen Aufgaben der Denkmalpflege – sowohl im Bereich der Bauund Kunstdenkmalpflege, als auch im Bereich der archäologischen Denkmalpflege – liegen bei den jeweiligen Fachreferaten für Denkmalpflege der Regierungspräsidien Stuttgart, Freiburg, Karlsruhe und Tübingen. Für die überregionalen, das gesamte Land Baden-Württemberg betreffenden Aufgaben wurde eine neue Abteilung im Regierungspräsidium Stuttgart als "Landesamt für Denkmalpflege" eingerichtet. Aufgaben dieses Landesamtes sind grundsätzliche Fragen in allen Fachdisziplinen der Denkmalpflege. Diese Abteilung 11 unterstützt die Denkmalschutzbehörden bei allen landesweiten Angelegenheiten der fachlichen Denkmalpflege und bei der Ausführung des Denkmalschutzgesetzes. Zu ihren Aufgaben gehört es, Leitlinien des konservatorischen Handelns vorzubereiten, die fachliche Denkmalpflege des Landes im Rahmen der Leitlinien zu koordinieren und auf die Einhaltung der Ziele eines landeseinheitlichen Vollzuges hinzuwirken. Außerdem bereitet sie die Aufstellung des Denkmalförderprogramms vor, welches dann durch das Innenministerium erlassen wird. Auch die Erfassung und Bewertung von Kulturdenkmalen und von Gesamtanlagen werden in ihren fachlichen Grundlagen und nach landesweiten Kriterien erarbeitet und dargestellt.

In Fällen von besonderer Bedeutung oder in Fällen, für deren Bewertung besonderer Fachverstand vorhanden ist, beteiligt sich das Landesamt gemeinsam mit dem Fachreferat für Denkmalpflege des jeweiligen Regierungspräsidiums an der Beratung von Eigentümern und Besitzern von Kulturdenkmalen. Schließlich hat es auch die Aufgabe, Schwerpunktgrabungen durchzuführen und

die Genehmigung zu Grabungen nach § 21 DSchG zu erteilen, die fachliche Denkmalpflege nach innen und außen zu vertreten, die zentrale denkmalfachliche Öffentlichkeitsarbeit vorzubereiten und in Abstimmung mit dem Innenministerium durchzuführen und zentrale Fachbibliotheken, Dokumentationen und Fachdatenbanken sowie zentrale fachliche Dienste landesweit vorzuhalten.

Die Neuorganisation der Denkmalpflege ist für die Bürgerinnen und Bürger – was die fachliche Denkmalpflege angeht – sicherlich nicht von vornherein überschaubar. In jedem Fall wird erster Ansprechpartner das regionale Referat 25 beim jeweiligen Regierungspräsidium sein. Alle Anträge auf Maßnahmen an Kulturdenkmalen gehen an die untere Denkmalschutzbehörde (untere Baurechtsbehörde). Die unteren Denkmalschutzbehörden entscheiden nach Anhörung der höheren Denkmalschutzbehörde (Regierungspräsidium). Will die untere Denkmalschutzbehörde von der Auffassung der höheren Denkmalschutzbehörde abweichen, so muss sie dies rechtzeitig vorher mitteilen. Soll vom Fachaufsichtsrecht Gebrauch gemacht werden, ist die Entscheidung der höheren Denkmalschutzbehörde abzuwarten.

Bei der Durchführung von Maßnahmen, insbesondere bei der fachlichen Beratung des Denkmaleigentümers, werden neben dem jeweiligen Gebietskonservator oder der Gebietskonservatorin in Einzelfällen verschiedene Fachbereiche einzuschalten sein, die beim landesweit wirkenden Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart zur Verfügung stehen und angefordert werden können. Die neue Struktur der Denkmalpflege bedarf meines Erachtens einer sehr viel aufwendigeren Gesamtkoordination der fünf verschiedenen Organisationseinheiten und eines konsequenten – unter landeseinheitlichen Gesichtspunkten – begründeten Einsatzes von Spezialisten.

Im Bereich der archäologischen Denkmalpflege übernehmen die regionalen Referate 25 neben den denkmalschutzrechtlichen Verfahren auch die Durchführung von Rettungsgrabungen. Dagegen gehören große, finanziell aufwendige Grabungen oder Grabungen, die nicht im Rahmen denkmalschutzrechtlicher Genehmigungen notwendig werden und daher unter landeseinheitlichen Gesichtspunkten ausgewählt werden müssen, zum Aufgabenfeld des Landesamtes für Denkmalpflege. Entsprechende Regelungen enthält die Verwaltungsvorschrift des Innenministeriums zum Vollzug des Denkmalschutzgesetzes vom 11. März 2005 (GABI. v. 27. April 2005).

Die regionalen Referate 25 teilen sich in den vier Regierungspräsidien in mindestens zwei Fachbereiche: den Fachbereich für die Bau- und Kunstdenkmalpflege und den Fachbereich für die archäologische Denkmalpflege. Hier ist sowohl die vor- und frühgeschichtliche Archäologie wie auch die Mittelalterarchäologie eingebunden. Jedem Regierungsbezirk stehen für den Fachbereich Bau- und Kunstdenkmalpflege zwischen sechs und sieben Konservatoren bzw. Konservatorinnen, für den Fachbereich archäologische Denkmalpflege drei Konservatoren bzw. Konservatorinnen zur Verfügung. Bei Referat 25 im Regierungspräsidium Karlsruhe, Freiburg und Tübingen gibt es außerdem im Fachbereich Archäologie eine kleine "Vorort-Restaurierungswerkstatt", um die wichtigsten laufenden Fundrestaurierungen durchführen zu können.

Im Landesamt für Denkmalpflege als der Abteilung 11 des Regierungspräsidiums Stuttgart steht die zentrale Restaurierungswerkstatt mit Spezialeinrichtungen landesweit zur Verfügung. Die Abteilung besteht aus fünf Referaten. Zum Referat 111 gehören neben Rechts- und Verwaltungsangelegenheiten – soweit sie nicht von den Referaten 11, 12, 13 der Regierungspräsidien wahrgenommen werden – vor allem das Fachgebiet Öffentlichkeitsarbeit, Publikationen und Bibliotheken. Außerdem gehört zum Referat 111 das Fachgebiet luK-Fachanwendungen, insbesondere der Denkmaldatenbank (ADAB), sowie zahlreiche denkmalpflegerische Fachanwendungen und Verfahren. Die Referate 112 und 113 umfassen die Bau- und Kunstdenkmalpflege. Dem Referat 112 gehören die Inventarisation mit ihren landesweiten zentralen Aufgaben und das Fachgebiet Bauforschung, Baudokumentation sowie Photogrammetrie an, einschließlich der Erarbeitung und Koordinierung der Denkmaltopografie von Baden-Württemberg. Das Referat 113 umfasst das Fachgebiet der praktischen Bau- und Kunstdenkmalpflege sowie die zugehörige Restaurierungswerkstatt. In dieser Werkstatt sind Spezialisten für Wandmalereien, Skulpturen, Steinschäden und Bauphysik tätig. Außerdem erhalten hier Studenten des Fachbereichs Restaurierung von der Staatlichen Akademie der bildenden Künste ihr praktische Ausbildung. Zum Referat 113 gehört außerdem das Fachgebiet Denkmalförderung mit der Vorbereitung des Denkmalförderprogramms im Bereich der Zuwendungen sowie der Koordinierung und Mitwirkung bei der Förderung durch Dritte.

Die Referate 114 und 115 umfassen die archäologische Denkmalpflege mit ihren zentralen Diensten. Im Referat 114 werden vor allen Dingen die konservatorischen Fragen festgelegt und zentrale archäologische Dienste vorgehalten. Dazu gehören unter anderem die Anthropologie, die Osteologie, die Archäobotanik, die Geophysik, die Luftbildarchäologie und die topografische Vermes-

sung archäologischer Denkmale. Ein wichtiges Aufgabenfeld stellt aber auch die Prospektion unbekannter archäologischer Denkmäler – im Vorfeld von Baumaßnahmen – dar. Hier werden die systematische Luftbildarchäologie, die geophysikalische Prospektion mit Hilfe von Erdradar oder geophysikalische Messungen vorgehalten. Außerdem gehört zu dieser Einheit auch die Restaurierung archäologischer Funde in einer Spezialwerkstatt, die weit über die Landesgrenzen hinaus Bedeutung erlangt hat. In diesem Referat werden auch die landesweiten Schwerpunktgrabungen in allen Perioden koordiniert und durchgeführt: Von der Urgeschichte, d. h. von den Höhlen der Schwäbischen Alb, über das Mittelalter bis hin zur Neuzeit, wie etwa die großen stadtarchäologischen Untersuchungen in Ulm. Außerdem gehört der Fachbereich Feuchtbodenarchäologie mit der Arbeitsstelle in Gaienhofen-Hemmenhofen am Bodensee dazu. Hier werden im Bereich der Feuchtboden- und Unterwasserarchäologie spezielle Grabungen mit naturwissenschaftlichen Fragestellungen durchgeführt. Das dazugehörige Dendrolabor ist international anerkannt.

Mit der Neuorganisation der Denkmalpflege im Jahre 2005 ist ein Wendepunkt in der Denkmalpflege unseres Landes eingetreten, über dessen Auswirkungen wir derzeit noch keine endgültigen Aussagen machen können. Die Auflösung einer national und international anerkannten Fachbehörde und ihr Ersatz durch fünf Organisationseinheiten macht sicherlich die Arbeit in der Landesdenkmalpflege nicht einfacher. Dennoch sind alle Kolleginnen und Kollegen, die in der fachlichen Denkmalpflege unseres Landes tätig sind, aufgerufen, ihren Beitrag und ihre Fachkenntnis auch unter den neuen Rahmenbedingungen einzubringen und so als Mitglieder der Landesdenkmalpflege das Kulturerbe unseres Landes auch für die nachfolgenden Generationen zu sichern.

Prof. Dr. Dieter PlanckPräsident des Landesamtes für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart



Die Hofanlage Milz in Kressbronn-Retterschen (Bodenseekreis)

Ein faszinierendes Ensemble wird durch kommunales und bürgerschaftliches Engagement erhalten und behutsam saniert

Die Hofanlage Milz ist ein in seltener Vollständigkeit erhaltener ehemaliger Bauernhof. Ortsbildprägend begrenzt das Ensemble bis heute den südwestlichen Siedlungsrand des Teilorts Retterschen. Im Bewusstsein um die außergewöhnliche Bedeutung des Kulturdenkmals hat die Gemeinde im Jahr 2001 das Anwesen erworben und ein Jahr später dem Verein zur Erhaltung der Hofanlage Milz e.V. die Sorge um Erhaltung und Belebung des Denkmals anvertraut. Keine leichte Aufgabe, der sich der Verein ebenso behutsam und zielstrebig wie engagiert und ideenreich annimmt. 2003/2004 konnte bereits die Instandsetzung eines ersten Gebäudes realisiert werden.

Petra Sachs-Gleich

Geschlossen erhaltene Hofanlage

Insgesamt vier Gebäude umschließen einen ausgedehnten Hofraum, der nach Süden und Westen nahtlos in heute als Grünland (1824 Ackerfläche) genutzte freie Landschaft übergeht. Traufständig zur Dorfstraße steht das Hauptgebäude, das an der Stelle eines Vorgängerbaus in seiner

heutigen Gestalt weitgehend aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stammt. Nur unweit davon liegt das zum Hof gehörige Backhaus (1705 erwähnt) ebenfalls mit der Traufseite zur Straße. Im rückwärtigen, südlichen Bereich wird der Hofraum durch ein freistehendes Scheuergebäude (um 1717) abgeschlossen. Rechtwinklig zu Hauptgebäude und Scheuer begrenzt ein freistehendes



1 Luftaufnahme der Hofanlage Milz in Retterschen, Gemeinde Kressbronn, Bodenseekreis, 2002.

Remisengebäude (um 1800) die Hofanlage nach Westen. Mit diesen Gegebenheiten erweist sich die Hofanlage Milz nicht nur als typischer Vertreter der bäuerlichen Hauslandschaft der Region am nordöstlichen Bodensee bzw. im südlichen Oberschwaben. Sie dokumentiert darüber hinaus authentisch eine historisch gewachsene Bau- und Siedlungstradition bzw. -situation.

Zur außergewöhnlichen Vollständigkeit trägt überdies der Umstand bei, dass im Wohnteil des Haupthauses eine von Generationen zusammengetragene und respektvoll bewahrte Ausstattung mit Hausrat erhalten ist, die Mobiliar vom Barock bis in die 1950er Jahre ebenso umfasst wie Wäsche, Geschirr, Bücher und volksreligiöses Kultgerät. Vornehmlich Letzteres bezeugt die bis in die jüngste Vergangenheit selbstverständlich praktizierte katholische Volksfrömmigkeit in diesem Haus. Dank einer günstigen Quellenüberlieferung lässt sich die Hofgeschichte in außergewöhnlicher Dichte dokumentieren.

Sie bescheinigt dem Hof einen lokalgeschichtlich herausragenden und regionalgeschichtlich exemplarischen Stellenwert: ob als Lehenhof, der sich bis an die Anfänge der Siedlungsentwicklung der Gemeinde zurückverfolgen lässt, oder als ehemaliger Schultheißenhof.

Die Hofanlage Milz ist als Gesamtheit aller vier Gebäude nach § 2 Denkmalschutzgesetz als Kulturdenkmal eingestuft. Öffentliches Interesse erlangte sie erstmals Anfang der 1980er Jahre, als das unmittelbar an der Dorfstraße stehende Backhaus im Zuge des Straßenausbaus abgebrochen werden sollte. Dies wurde dank des Landesdenkmalamtes verhindert, und das kleine Gebäude damals zugleich einer Sanierung unterzogen. Bereits 1992 hatte die letzte Eigentümerin, Frau Theresia Milz – nach der das Anwesen mittlerweile benannt ist –, altershalber den Hof verlassen müssen. Seitdem ist er unbewohnt. Nach ihrem Tod im Jahr 2000 war das künftige Schicksal des Kulturdenkmals zunächst ungewiss, ein Verkauf auf dem Immobilienmarkt nicht unwahrscheinlich – mit wenig günstigen Prognosen für den außergewöhnlichen Denkmalwert. Nachdem inzwischen eine bürgerschaftliche Initiative nicht nur Interesse, sondern auch Mitwirkungsbereitschaft am Erhalt signalisiert hatte, stellten sich Verwaltung und Gemeinderat in beispielhafter Weise dieser denkmalpflegerischen Herausforderung. 2001 konnte die Gemeinde Kressbronn das Anwesen erwerben. Im Jahr 2002 erfolgte die Gründung des Vereins zur Erhaltung der Hofanlage Milz e.V. mit 65 Gründungsmitgliedern bzw. derzeit über 130 Mitgliedern. Diesem hat die Gemeinde in der Folge mit einem großen Vertrauensvorschuss die Sorge für die Erhaltung übertragen.



Neubelebung der Hofanlage

Im Jahr 2002 erfolgten zunächst erste Notsicherungen der Gebäude und des Inventars. Zugleich wurde ein Büro für historische Bauforschung mit der Erarbeitung einer Baudokumentation samt Schadenserfassung beauftragt. Auf dieser Grundlage wurde ein Konzept erarbeitet, das mittelfristig die schrittweise Sicherung und Erhaltung der Gebäude vorsieht. Dabei erfolgen die Erhaltungsmaßnahmen vorläufig ohne Festlegung einer spezifischen künftigen Nutzung. Vielmehr realisiert der Verein seit Beginn parallel zu der Zug um Zug weiterzuführenden Sanierung die gleichzeitige Belebung der Anlage als der gesamten Öffentlichkeit zur Verfügung stehende kulturelle Einrichtung im weitesten Sinne. Wichtiges Ziel ist dabei, die Einbeziehung weiterer Partner in Projekte oder Veranstaltungen, um auf diesem Wege das Geschehen auf dem Hof im Bewusstsein der Bevölkerung möglichst breit zu verankern. Insbesondere Schulen und Kindergärten, Tourismus, Landwirtschaft, Vereine sind dafür prädestiniert. So ist die Nutzung und Belebung ein ständig lebendiger und offener Prozess, der nach Bedürfnislage wachsen und aktuellen Erfordernissen angepasst werden kann, und bringt sich nicht in die Gefahr, dass eine einmal festgelegte Nutzung bald erstarrt. Damit kann das Bemühen um die Bewahrung der wertvollen historischen Bausubstanz oberstes Gebot der Erhaltungsbemühungen bleiben, muss a priori festgelegten Nutzungsinteressen kein – unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten – abträglicher Tribut gezollt werden.

Dass dieses Konzept erfolgversprechend ist, zeigt die Bilanz der Aktivitäten bereits im Jahr 2004. Dafür nur einige Beispiele: regelmäßige Führun-

2 Die Innenausstattung des Wohnteils ist erhalten, wie sie die letzte Bewohnerin, Frau Theresia Milz, hinterlassen hat. Hier ein Blick in die Stube mit Kanapee, Tisch und Stühlen wohl aus der Biedermeierzeit, umlaufendem Täfer und integriertem Uhrenkasten.

gen mit einfacher Bewirtung (über 30 in 2004), Projekt zur Inventarisierung des Mobiliars im Haupthaus mit der örtlichen Realschule, Dachabdichtung in der Remise durch Schindelstecken mit Mitgliedern des Jugendgemeinderats, Aktionstage für Kinder mit Backen im Backhaus, Nikolausfeier für Kindergartenkinder, Kindertheater, Bewirtungsstation bei Kressbronner Rad- und Wandertagen, Konzert des örtlichen Gesangvereins anlässlich des Tages des offenen Denkmals, ein Vortrag mit der Erwachsenenbildung, Einrichtung eines Weinlagers im historischen Keller der Scheuer zusammen mit örtlichen Weinbauern, Pflanzaktion von Hochstämmen im Hofraum. Die Durchführung entsprechender Veranstaltungen kommt selbstverständlich der Aufbesserung der finanziellen Basis des Vereins für Erhaltungsmaßnahmen zu Gute. Darüber hinaus nimmt der Verein auf unterschiedlichsten Feldern Daueraufgaben wahr: selbstverantwortliche Planung, Finanzierung und Abwicklung der Baumaßnahmen als Bauherr, aktive Mitwirkung bei Erhaltungsmaßnahmen, kontinuierliche Sicherung und Dokumentation der Ausstattung, weitere Erforschung der Hofgeschichte und Öffentlichkeitsarbeit, Pflege und Reinigungsarbeiten in Hofraum und Gebäuden.

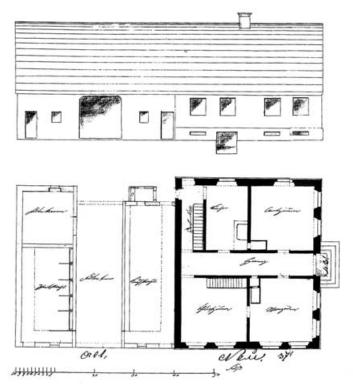
Eindrucksvolle Hofgeschichte

Hervorgegangen ist der Hof Milz aus jenem Besitz, den das Kloster St. Gallen bereits im Jahr 799 in Retterschen erhalten hatte. Bei diesem Anlass wird Retterschen – und mit Retterschen der erste Wohnplatz der heutigen Gemeinde Kressbronn – erstmals urkundlich erwähnt. So führt der Hof zurück an den Beginn dauerhafter Besiedlung der heutigen Gemeinde, die über das Kloster St. Gallen aufs Engste mit den Anfängen der Christianisierung verbunden ist. Dieser Besitz des Klosters lässt sich das gesamte Mittelalter hindurch verfolgen. Der Hof Milz im Besonderen gelangte über St. Gallische Ministerialen der Region (Konrad von Stegen, 1369) zunächst in die Hände wohlhabender Bürger der benachbarten Reichsstadt Lindau (Bürgin und Maiger 1382) und schließlich in den Besitz der Herren von Sirgenstein (1490), einer angesehenen niederadligen, im Allgäu ansässigen Familie, deren Stammschloss noch heute bei Eglofs an der Argen steht. Der Hof Milz war als Lehenhof immer einer der beiden größten Höfe in Retterschen (rund 13 Hektar). Der erste namentlich bekannte Lehenbauer ist um 1680 Bartholomäus Huster, wobei Angehörige der Familie Huster bis zuletzt den Hof bewirtschafteten. Obwohl Leibeigene, zählten die Hofbauern zur angesehenen dörflichen Oberschicht. Nachdem der Hof 1809 allodifiziert worden war, wurde der Eigentümer des Hofes im Jahr 1854 zum Schultheißen der nunmehr württembergischen Gemeinde Nonnenbach gewählt (1934 mit der benachbarten Gemeinde Hemigkofen zur heutigen Gemeinde Kressbronn vereint). Unmittelbar darauf wurde der seitherige Wohnteil abgebrochen und 1855 als Schulthei-Benhof mit Amtszimmer neu erbaut. Im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert war die Hofgeschichte von den Anpassungen an den landwirtschaftlichen Strukturwandel mit den entsprechenden baulichen Veränderungen geprägt. 1907 erfolgte der Verkauf des Herzstücks der landwirtschaftlichen Nutzfläche an einen Düsseldorfer Justizbeamten a.D., der sich dort eine stattliche Villa baute. Seitdem stagnierte die Entwicklung des Hofes zusehends. Mit dem Kriegstod des Hofbauern im 2. Weltkrieg blieb auf dem Hof Milz die Zeit stehen. Seine Witwe Theresia Milz verheiratete sich bis zu ihrem Tod nicht wieder und versuchte im Zusammenwirken mit Familienangehörigen wenigstens den bestehenden Standard zu wahren.

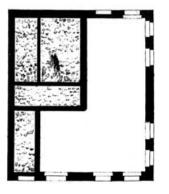
Hauptgebäude: Zäsur in der Entwicklung der südoberschwäbischen Hauslandschaft

Das heute erhaltene Hauptgebäude steht an der Stelle eines älteren Vorgängerbaus, bei dem es sich um ein für die Region typisches quergeteiltes, eingeschossiges Einhaus in Holzbauweise gehandelt hatte, wobei die Eingeschossigkeit zu einem eher bescheidenen Erscheinungsbild tatsächlich wohlhabender und stattlicher Höfe führte. 1854/55 wurde zunächst der Wohnteil durch einen Neubau, der zugleich als Schultheißenhaus (1855-1870) fungieren sollte, ersetzt. Der Neubau trägt den spezifischen Raumbedürfnissen, Repräsentationsansprüchen und mittlerweile geltenden württembergischen Bauvorschriften Rechnung. Der landschaftlichen Bautradition gemäß wurde zwar wieder ein eingeschossiger Bauteil, jedoch in Massivbauweise errichtet. So erweist sich der Wohnteil des Hofs Milz als typischer Vertreter einer Übergangsepoche in der Hauslandschaft Südoberschwabens. Schon seit Ende des 18. Jahrhunderts waren die bislang hölzernen Außenwände der vorläufig noch eingeschossigen Bauernhäuser zunächst in Fachwerk oder Massivbauweise errichtet worden, bevor sie dann dank des wachsenden Wohlstands ab etwa 1870 in großer Zahl als nunmehr zweistöckige massive Einhäuser neu erbaut wurden.

Das Hauptgebäude der Hofanlage Milz besitzt ein sich über Wohn- und Wirtschaftsteil erstreckendes Satteldach mit zwei traditionellen Klebdächern im Giebel. Der sich repräsentativ geben-







3 Bauplan über den Neubau des Wohnteils des Hauptgebäudes, 1855. 1854 hatte der Eigentümer Franz Josef Huster das Amt des Schultheißen der damaligen Gemeinde Nonnenbach angetreten. Wie damals üblich fungierte das Privathaus des Schultheißen als Sitz der Gemeindeverwaltung. In dem Neubau brachte Huster daher auch ein Amtszimmer (rechts vom giebelseitigen Eingang) unter.

de Neubau des Wohnteils erhielt eine großzügige Befensterung und eine zweiflügelige Haustür mit Überdachung. Fenster, Haus- und Innentüren stammen überwiegend wohl noch aus der Erbauungszeit. Die Verlegung des in der Region traditionellerweise auf der Traufseite liegenden Eingangs auf die Giebelseite mit anschließendem Mittellängsflur ermöglichte es, private Wohnräume und Amtsstube getrennt zu betreten. Der heutige Rauputz ist jüngeren Datums, an der rückwärtigen Traufseite hat sich der ältere, in Gelb gehaltene, glatte Kalkanstrich erhalten. Ein Foto aus den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zeigt eine damals vorhandene aufgeputzte Eckquaderung. Unter dem Wohnteil befindet sich ein Keller aus Wacken- und Bruchsteinmauerwerk mit Balkendecke und Fehlboden, der von innen sowie von außen über einen traufseitigen Kellerhals zugänglich ist. Im Erdgeschoss liegen neben dem Flur zur Straße hin die Stube (mit Kachelofen, Täfer, Eckbank und Uhrenkasten) und ein Schlafzimmer. Gegenüber gibt sich die ehemalige Amtsstube (seit 1870 als Altenteil bzw. Schlafzimmer genutzt) durch eine umlaufende Hohlkehle und vergitterte Fenster zu erkennen. Dahinter liegt die Küche. Aufgrund der besonderen Nutzung verfügt der Wohnteil über zwei Heizquellen: Ein Kachelofen im ehemaligen Amtszimmer kann von der Küche aus, der Kachelofen in der Stube vom Flur aus beheizt werden. Am Ende des Flurs führt eine Holztreppe ins Dachgeschoss (geräumiger Flur, drei Kammern) und eine Tür in den Wirtschaftsteil. Über dem Wohnteil ist das Sparrendach mit liegendem Stuhl ausgebildet und verfügt über eine Deckung mit maschinell gefer-

tigten Biberschwanzziegeln. Gefährdete Möbelstücke aus dem Wohnteil wurden jüngst einer thermischen Holzwurmbehandlung unterzogen. Probeweise wurden außerdem ein Flügel der Haustürsowie ein Fenster samt Fensterläden restauriert.

Wirtschaftsteil: Frühes Beispiel ganzjähriger Stallhaltung des Viehs

Bereits vor 1855 war der Wirtschaftsteil für eine reine Stallnutzung mit mittig liegendem Futtergang und Kuhstall einerseits bzw. Pferde/Ochsenstall andererseits umgebaut worden. Diese Situation unterzog man 1875 einem weiteren Umbau. Insbesondere wurde der Heustock im Dachgeschoss über eine Hocheinfahrt an der rückwärtigen Traufseite erschlossen, neben der Hocheinfahrt Schweineställe und ein Abort angebaut. Die Außenmauern des Wirtschaftsteils bestehen teils aus Wacken- und Bruchsteinmauerwerk, das zum Teil noch vom Vorgängerbau stammt, teils aus Backstein. Der Wirtschaftsteil besitzt ein damals fortschrittliches Pfettendach mit Firstpfette und Ansätzen einer Scherenkonstruktion. Auf der rückwärtigen Seite ist noch eine Deckung mit handgestrichenen Ziegeln erhalten. In den Kuhstall wurde später ein Betonboden eingebracht, der Futtergang hat eine nachträgliche Ziegelelementdecke auf Stahlträgern. Im Pferde- und Ochsenstall ist der alte Ziegelboden vorhanden. Mit Stalleinrichtung samt Futtergang, Hocheinfahrt und Pfettendach um 1875 liefert der Hof Milz ein in der Region frühes Beispiel für zweckmäßige Formen der baulichen Modernisierung und Arbeitserleichterung im Kontext der Produktionsumstel-

4 Freistehendes Remisengebäude der Hofanlage Milz. Die ältesten Bauteile sind dendrochronologisch 1803 datiert, das Gebäude hat aber mehrfache Umbauten erfahren. Heute besitzt es drei Zonen: Wagenschopf, Geschirrkammer mit darunter liegendem Keller und um 1885 angebauten Holzschopf. Der Kamin ist letzter Rest einer 1912 in das Gebäude eingebauten Hopfentrockenanlage.



lung auf Viehwirtschaft. Viehzucht mit ganzjähriger Stallhaltung und erhöhtem Futterlagerbedarf begann ab Mitte des 19. Jahrhunderts den bis dahin vorherrschenden Getreide- und Weinanbau in der Landwirtschaft am Bodensee zu verdrängen und war Folge einer ersten "Globalisierung", die dank des neuen Verkehrsmittels Eisenbahn billigeres Getreide aus Südosteuropa auf die Märkte und Rebkrankheiten aus Amerika in die Weinberge brachte. Futtergänge, Hocheinfahrten und Pfettendächer wurden in den folgenden Jahren Standard in den Ökonomieteilen südoberschwäbischer Bauernhöfe. Die Umstellung auf Viehzucht erwies sich als erfolgreich und einträglich. Die benachbarte Gemeinde Hemigkofen rangierte damals mit ihren auf dem heutigen Rathausplatz abgehaltenen monatlichen Viehmärkten hinsichtlich Aufkommen und Einzugsbereich (zwischen Donau und Vorarlberg) gleich hinter Ravensburg.

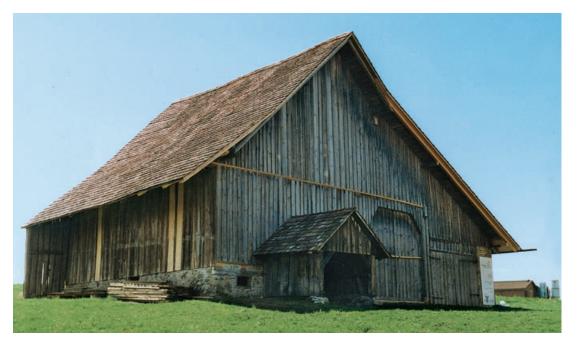
Backhaus: Zeugnis weit reichender Selbstversorgung

In unmittelbarer Nähe zum Hauptgebäude steht das bereits 1705 schriftlich erwähnte Backhaus, das – wie bei Lehenhöfen der Region üblich – Bestandteil des Lehenhofs war. Es ist aus Bruchsteinund Wackenmauerwerk errichtet und verfügt über einen großzügigen Arbeitsraum, an den giebelseitig der funktionsfähige Ofenanbau anschließt. Der geräumige Ofen aus Ziegel- und Schamottsteinen wurde wohl nachträglich durch eine Mauer geteilt und ist deshalb mit zwei Feuerungsöffnungen versehen, von denen eine heute vermauert ist. Als besonderes Detail verfügt das Gebäude über einen barocken, hölzernen Wandschrank. In der Funktion eines Ofenhauses

sind für das Gebäude unterschiedlichste Nutzungen belegt, die von den weit reichenden Formen der Eigenversorgung auf solch stattlichen Bauernhöfen zeugen: hier wurde nicht nur gebacken und gewaschen, sondern auch geschlachtet und gebrannt. In 2004 wurde die geschädigte Eingangstür samt Türstock und Schwelle behutsam repariert. An den Ofenanbau schließt sich nach Westen der ehemalige Bauerngarten an.

Remise: Deckung unterschiedlichsten Raumbedarfs

Die Remise veranschaulicht den beachtlichen und differenzierten Raumbedarf auf einem ehemals stattlichen Bauernhof. Das Gebäude besitzt dem gemäß eine sehr wechselvolle Baugeschichte, die hier nur in groben Zügen skizziert sei. Die Remise wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts (1790 noch nicht, 1815 erstmals schriftlich erwähnt, 1803 dendrochronologisch) zunächst mit nur zwei Zonen für einen Wagenschopf und eine Werkstatt erbaut. Letztere verfügt über einen mannigfaltigen Bestand landwirtschaftlicher Arbeitsgeräte. Unter der Werkstatt befindet sich ein geräumiger, relativ tief liegender Keller, der über eine überdachte Außentreppe erschlossen ist. Seine Wände bestehen wie auch jene der darüber liegenden Werkstatt aus Bruchstein- und Wackenmauerwerk. Der größere Teil des Kellers weist eine Balkendecke auf, im rückwärtigen Bereich ist ein kleinerer Teil tonnengewölbt. Erst um 1885 wurde an das bestehende Gebäude eine weitere, in einfacher Weise verbretterte Zone zur Nutzung als Holzschopf angebaut. Das Satteldach besitzt eine Sparrenkonstruktion mit stehendem Stuhl (teilweise Zweitverwendung der Hölzer) und eine Deckung aus handgestrichenen Biberschwanz-



5 Das freistehende Scheuergebäude nach Abschluss der Instandsetzungsarbeiten 2003/2004.

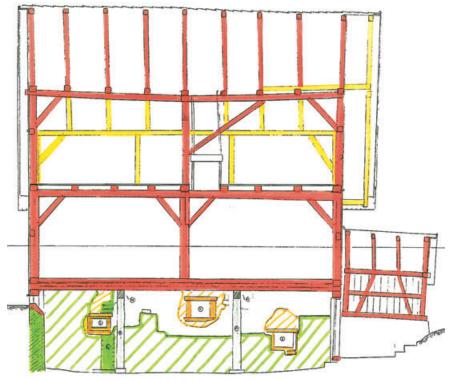
ziegeln mit Holzschindelunterlegung. Zu Ladezwecken wurde das Dach nachträglich mit einem Zwerchhaus versehen. Mit dem in der Region seit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts vollzogenen Übergang zum Hopfenanbau erfolgte in der Werkstatt der Einbau eines heute leider bis auf einen Rest des Schornsteins nicht mehr vorhandenen Hopfentrockenofens, durch dessen Wärme der im Dachstuhl gelagerte Hopfen trocknete. Als erste Notsicherung wurde in 2003 das Dach der Remise durch Erneuerung der Holzschindeln und Austausch geschädigter Ziegel abgedichtet.

Scheuer: Erinnerung an einstigen Getreide- und Weinanbau

2003/2004 wurde die Instandsetzung der freistehenden Scheuer realisiert. Hier bestand infolge eines seit Jahren im Dach klaffenden Loches akuter Handlungsbedarf. Ursprünglich verfügte die laut dendrochronologischer Untersuchung um 1717 errichtete Scheuer über nur zwei Zonen, eine Durchfahrtstenne und einen etwa einen Meter höher liegenden Bergeraum für Getreide. Unter Letzterem befindet sich ein von einem Vorgängerbau (1705 "Speicherle" erwähnt) stammender ehemaliger Weinkeller, dessen Außenwände aus Bruchstein- und Wackenmauerwerk im Zuge des Neubaus von 1717 erhöht und verlängert wurden. Das Gebäude dokumentiert beispielhaft die Bedeutung, die Getreide- und Weinanbau früher in der Region hatten. Zur Bauzeit fungierte Oberschwaben quasi als "Kornkammer" der Schweiz und Vorarlbergs. Das hier im Überschuss produzierte Getreide wurde per Schiff über den See transportiert, um dort die Ernährung der vorwiegend in der Textilindustrie tätigen Bevölkerung zu sichern.

Drei Außenwände des Gebäudes bestehen aus verbrettertem Fachwerk in Nadelholz, wobei es sich an der Nord- und Südseite um eine jüngere Verbretterung in Boden-Leisten-Schalung handelt, an der Ostseite ist eine ältere Boden-Deckel-Schalung erhalten. Die ehemalige westliche Außenwand ist in Ständerbalkenbauweise mit zwei noch vorhandenen Kopfbändern errichtet. Das Satteldach ist als Sparrendach mit liegendem Stuhl ausgebildet und verfügt über eine Deckung aus handgestrichenen Biberschwanzziegeln mit Holzschindelunterlage, die wohl zu Beginn des 19. Jahrhunderts an Stelle einer ursprünglich vorhandenen Deckung mit Holzschindeln getreten ist. Dank nur einer Bundachse mit Mittelständer und

6 Die bauhistorische Untersuchung hat für die freistehende Scheuer ein wesentlich älteres Baualter ergeben als ursprünglich vermutet. Der Baualtersplan zeigt, dass der unter dem Gebäude liegende Keller älter ist und wohl noch von einem Vorgängerbau stammt. Der heute sichtbare Bau ist im Wesentlichen 1717 errichtet worden. grün: 16./17. Jh. rot: 1716/17 (d) gelb: E.19./A. 20. Jh. grau: 2. H. 20. Jh.



7 Der Keller der Scheuer von 1717 nach der Instandsetzung. Zu erkennen sind die erneuerten Deckenbalken und das freigelegte Wackenpflaster.

8 An der Westwand hat sich in Teilen eine Ständerbalkenkonstruktion mit angeblatteten Kopfbändern erhalten. Diese Wand bildete ursprünglich die Außenwand.

einer Stichbalkenkonstruktion für die östliche Sparrenauflage öffnet sich der Bergeraum frei in den Dachraum und bietet so optimale Lagerkapazitäten. Der Keller ist über einen überdachten Kellerhals mit barocker Holztür erschlossen. Er besitzt vier Fensteröffnungen und drei Luftschächte sowie eine Balkendecke mit eingenutetem, lehmgefülltem Fehlboden. Im Zuge der Sanierung kam unter dem bislang sichtbaren gestampften Naturboden ein älteres Wackenpflaster zum Vorschein, das in Absprache mit dem Landesdenkmalamt von Vereinsmitgliedern behutsam freigelegt wurde. Um 1900 hat man die ursprüngliche Sparrenlage über der westlichen Außenwand gekappt und unter einem Schleppdach eine weitere Zone angebaut. Hier befindet sich eine große Obstpresse, Zeugnis der zunehmenden Bedeutung des Obstanbaus in der Bodenseeregion seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert.

Behutsame, nutzungsneutrale Sanierung

Nach Ausschreibung erhielt eine örtliche Zimmerei mit denkmalpflegerischer Erfahrung den Zu-





schlag für die bei der Sanierung der Scheuer notwendigen Zimmermanns- und Dachdeckerarbeiten. Oberstes Gebot war die Erhaltung bzw. behutsame Reparatur der vorhandenen historischen Bausubstanz. Grundlage hierfür bildete die Schadenserhebung, auf die mit großer Verlässlichkeit zurückgegriffen werden konnte. Umbauten wurden nicht vorgenommen, einzig eine einfache Form der Beleuchtung installiert. Zur Optimierung der Arbeit haben sich der Einsatz eines Krans und die Aufstellung eines Innenund Außengerüstes als zweckdienlich erwiesen. Bei Prothesen und Erneuerungen im Holzbereich kam Fichtenholz zur Verwendung, nur Schwellen wurden in Eiche, Tropfleisten in Lärche ausgeführt. Durch den Schopfanbau waren Schädigungen der Statik eingetreten: An der einzigen Bundachse hatten die Zapfen der Sparren die Balkenköpfe nach außen durchbrochen. Unter Einsatz von Flaschenzügen wurden die Verschiebungen ausgeglichen und durch Einbau einer unauffälligen Stahlkonstruktion Vorsorge getroffen. Ein Sparren musste erneuert, die übrigen Schäden, insbesondere an den Sparrenscheren und Sparrenköpfen, konnten durch Prothesen repariert werden. Die vorhandene Lattung wurde so weit möglich in den unteren Dachflächen wieder verwendet, Richtung First hingegen erneuert. Sämtliche Ziegel wurden abgenommen und nach einer Reinigung mit Drahtbürsten wieder aufgebracht. Beschädigte Ziegel wurden durch passende Ersatzstücke, die Vereinsmitglieder zuvor von Abbruchgebäuden geborgen hatten, ausgetauscht. Die Deckung erhielt durchgängig eine Unterlage aus neuen Holzschindeln. Teils wieder verwendet oder nach Befund erneuert wurden Wind- und Ortgangbretter. Schädigungen der tragenden Fachwerkkonstruktion an Schwellen, Rähm und Ständern konnten durch sorgfältig hergestellte "Prothesen" behoben werden. Im Bereich der Deckenkonstruktion über dem Keller und des Bodens der Durchfahrtstenne waren umfangreichere Erneuerungen erforderlich. Im Fundamentmauerwerk wurde nur an Schadensstellen und im Bereich der Auflager mit einem Sumpfkalk-Sand-Mörtel ausgebessert oder gefestigt.

Das Ergebnis dieser behutsamen, frei von Nutzungszwängen erfolgten Reparaturen findet allgemeine Anerkennung. Damit steht nun für Veranstaltungen ein wettergeschützter, bereits vielfach genutzter Raum zur Verfügung. Die Maßnahme war in dieser Weise nur dank Zuschüssen der Denkmalstiftung und des Denkmalamtes Baden-Württemberg, großzügiger Geld- und Sachspenden (nahezu sämtliches benötigte Baumaterial) und 800 unentgeltlich geleisteter Arbeitsstunden der Vereinsmitglieder zu realisieren.

9 Die Durchfahrtstenne der Scheuer vor der Instandsetzung. Rechts ist die ursprüngliche Außenwand in Vollholzkonstruktion zu erkennen. Der Boden war irreparabel geschädigt.

Aufgrund ihres hohen kulturellen Wertes lohnt die Erhaltung der Hofanlage Milz alle Mühen und überdurchschnittlichen Einsatz. Das Kulturdenkmal Hofanlage Milz legt nicht nur Zeugnis für eine bestimmte historische Situation ab. Hier manifestieren sich authentisch und auf engstem Raum langfristige Wandlungsprozesse. Die Kombination einer regionaltypischen Hofgeschichte mit zeit- und nutzungsbedingt unterschiedlichen Architektur- und Wohnformen ermöglicht aufschlussreiche Einblicke in die Entwicklung bäuerlicher Bau-, Wohn- und Arbeitskultur im südlichen Oberschwaben. In nächster Zukunft werden die Akteure das Augenmerk ihrer Anstrengungen auf die Sanierung des Hauptgebäudes richten.

Quellen und Literatur:

Elmar L. Kuhn: Retterschen. Splitter der Geschichte. In: Kressbronner Jahrbuch 1984, S. 98–102.

Petra Sachs: Bauernhäuser im Bodenseekreis, Friedrichshafen 1985.

Petra Sachs-Gleich: Unserer Vergangenheit eine Zukunft. Hofanlage Milz in Retterschen. In: Kressbronner Jahrbuch 2002, S. 6–21.

Büro für historische Bauforschung Dr.-Ing. Stefan Uhl: Bauhistorische Untersuchung Kressbronn-Retterschen, Hof Milz. Warthausen 2002.

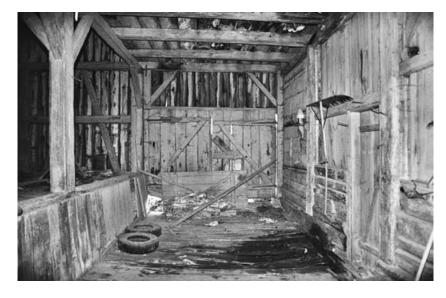
Hermann Wartmann u.a. (Bearb.): Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen, Zürich – St. Gallen 1863 ff, Teil I, III, IV passim.

Otto P. Clavadetscher, Stefan Sonderegger (Bearb.): Chartularium Sangallense. Band VIII, St. Gallen 1998, Nr. 5161.

Thaddäus Steiner: St. Gallische Lehen im Allgäu und in Oberschwaben. Allgäuer Heimatbücher Band 88, Kempten 1987, S. 28.

Ludwig Zenetti: Die Sürgen. Geschichte der Freiherren von Syrgenstein. Augsburg 1965.

Gemeindearchiv Kressbronn: Urbar des Amtes Nonnenbach 1705, Grundbeschrieb des Amtes Nonnen-





bach 1790, Markungsplan von Retterschen 1793, Güterbuch, Gemeinderatsprotokolle, Brandversicherungskataster, Feuerversicherungsbücher der ehemaligen Gemeinde Nonnenbach.

Staatliches Vermessungsamt Friedrichshafen: Urkataster Retterschen.

Stadtarchiv Lindau: Jacob Heider, Genealogia Lindaviensis, in der Abschrift von Alfred O. Stolze.

Petra Sachs-Gleich, M.A.

Verein zur Erhaltung der Hofanlage Milz e.V. Hemigkofener Straße 15 88079 Kressbronn 10 Die Durchfahrtstenne nach der Instandsetzung. Der Boden hat einen Belag aus passenden Dielen erhalten, die aus einem Abbruchgebäude geborgen wurden. Neu hinzugekommen sind eine einfache Form der Beleuchtung sowie eine Treppe und ein Geländer zum erhöht liegenden Bergeraum.



Bauernhäuser auf der Reichenau brauchen Hilfe

Das Weltkulturerbe als Chance

Die Insel Reichenau ist seit 2000 als UNESCO-Weltkulturerbe ausgewiesen. Große Erhaltungsanstrengungen konzentrieren sich momentan auf die drei bedeutenden Kirchen in Mittel-, Ober- und Niederzell, die Bewältigung der dort angesichts stark angewachsener Besucherströme auftretenden konservatorischen Probleme, die Lenkung dieser Besucherströme auf der Insel und in den Kirchen, die kunst- und denkmaldidaktische Aufbereitung der Hauptsehenswürdigkeiten; thematisiert ist weiterhin der Erhalt der Freiflächen um und der Sichtachsen auf die Großbauten (vgl. in diesem Heft mehrere Aufsätze in den Jahrgängen 2001, 2003 und 2004). Zur historischen Klosterlandschaft gehören aber auch die großen und kleinen bäuerlichen Anwesen, die mit dem Ende der herkömmlichen Landwirtschaft und dem Bauboom seit den 1960er Jahren stark gefährdet sind.

Petra Wichmann

Weltkulturerbe ist die gesamte Insel, nämlich der Bereich, über den sich die Klosterimmunität ursprünglich erstreckte. Erst im Spätmittelalter wurde das Kloster von einer Mauer umgeben und damit von der übrigen Insel als Sonderbereich ausgeschieden. Diese Insel war bis Mitte des 20. Jahrhunderts nur locker bebaut. Zwischen den Sonderkulturen der Streuobstwiesen, der Gemüsefelder und der Weingärten, aber auch an-

grenzend an Riedflächen prägten und prägen vereinzelt noch heute große, in Streulage freistehende Klosterhöfe mit mächtigen Walm- oder Satteldächern die Kulturlandschaft. An den Uferwegen reihen sich kleinere Fischerhäuser. Die Profanbebauung verdichtet sich nur oberhalb des Klosters von Mittelzell zu einer dörflichen Ansiedlung. Dieses Bild der Insel Reichenau überliefern Schwarz-Weiß-Fotos aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhun-



1 Reichenau (Kreis Konstanz). Haus in der Reutegasse. Historische Aufnahme.



2 Häfelishof. Oswald Poetzelberger (1893–1966) schuf eine Reihe von "Hofporträts", ihrer Architektur und ihrer Lage in der Landschaft. Der Häfelishof gehört auch zu den Gebäuden mit hochmittelalterlichem Keller und Umbauphasen des 16./17. Jh. sowie der Zeit um 1900. Aquarellierte Zeichnung von Oswald Poetzelberger, 1948.



3 Ratzenrieder Hof von der Hochwart. Der im Kern mittelalterliche Hof noch vor den Veränderungen durch Blitzschlag und Brand 1965. Er trägt heute noch das benediktinische Doppelkreuz der Klosterhöfe an den Firstenden. Ölgemälde von Oswald Poetzelberger, 1920er Jahre.

derts sowie Zeichnungen, Grafiken und Gemälde der auf der Reichenau damals ansässigen Künstler (Abb. 1–3).

Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde das Siedlungsbild auf manchen Teilen der Insel durch die starke Nachverdichtung überformt. Das zeigt ein Vergleich des Inselplans von 1707 mit der heutigen Situation (Abb. 4–7). Das heißt aber auch, dass in den Bereichen, in denen historische Bauten heute nicht mehr prägend sind, dies nicht das Ergebnis von Abbrüchen sein muss, sondern die Wirkung von zusätzlich errichteten Neubauten. Es hat sich auf der Reichenau mehr historische Profanbebauung erhalten, als es auf den ersten Blick den Anschein hat.

Typologische Besonderheiten und hohes Alter kennzeichnen die historische Hauslandschaft der Reichenau

Die historischen Reichenauer Häuser mit landwirtschaftlicher Nutzung sind ausgelegt für Weinanbau mit Viehhaltung oder mit Fischerei. Sie unterscheiden sich typologisch von den Bauernhäusern auf dem Festland. Bei den großen Einhäusern sind in den Erdgeschossen leicht in das Erdreich vertiefte und dadurch hohe Trottenräume (Kelterräume) für die Weinerzeugung sowie ebenerdige Stallungen vorhanden. Die Nutzung hälftig für Weinverarbeitung oder -lagerung, hälftig für Viehhaltung lässt sich am symmetrisch gegliederten Grundriss für eine Reihe von Häusern des 18. Jahrhunderts feststellen und dürfte dort original überliefert sein. Bei den Fischerhäusern finden sich ebenfalls Erdgeschoss-Weinkeller, aber bisweilen keinerlei Stallungen. Die Fischerboote und -netze sind bzw. waren in gesonderten Schuppen am Ufer untergebracht.

Gewohnt hat man, wie aus Beispielen zu schließen ist, noch im 15./16. Jahrhundert im Erdgeschoss, erst später über den Wirtschaftsräumen im ersten Obergeschoss.

Eine weitere Eigenart der Reichenauer Häuser ist, dass sie keine eigenen Scheunen oder Scheunenteile besitzen. Korn, Heu und Stroh wurden überwiegend auf dem benachbarten, im Klosterbesitz befindlichen Festland angebaut. Das Reichenauer Kornhaus stand am Hafen in Allensbach. Das notwendige Heu und Stroh für das Vieh wurde per Schiff auf die Reichenau gebracht. Gelagert hat man es in den großen Dachräumen. Die Dächer und Dachgeschosse der Reichenauer Bauernhäuser weisen deshalb oft in mehreren Geschossen Ladeluken oder Aufzugsgaupen auf.

Eine ganze Reihe der Reichenauer Bauernhäuser besitzen in Kellern und Erdgeschossen Wackenmauerwerk, das in Fischgrätmuster verlegt wurde. In einer Reihe von Fällen wurde dieses Wackenmauerwerk so verputzt, dass die Köpfe der Wacken freigelassen und in den feuchten Verputz mit einem scharfen Gegenstand ein Liniennetz eingekratzt wurde. Diese so genannte Pietra Rasa ist nicht genau zu datieren, aber wohl früh- bis hochmittelalterlich. Es fällt weiterhin auf, dass auf der Reichenau die Dachstühle oft jünger sind als die massiven Bauteile und dass sich die erhaltenen historischen Dachstühle bisweilen in einem schlechten Zustand überliefert haben. Man kann daraus schließen, dass Bauholz auf der Reichenau gerade für kleinere Bauten schwer zu beziehen war. Im Übrigen hängt der Verschleiß mit der Nutzung des Dachraums als Heulager und mit dem extrem feuchten, in den Wintermonaten oft nebeligen Seeklima zusammen. Der Verlust von Dachstühlen muss deshalb in manchen Fällen hingenommen werden, ohne dass deswegen die Denkmaleigenschaft des ganzen Hauses automatisch erlischt.

Erste Veränderungen in der Innenstruktur erfolgten gerade bei großen Einhäusern. Mit dem Ende des Klosters bzw. seiner Nachfolgeinstitutionen durch die Säkularisation wurden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur zahlreiche Kapellen, Kirchen und die Pfalz abgebrochen, sondern auch der landwirtschaftliche Großgrundbesitz aufgelöst und an Bauern verkauft. Die Klosterhöfe haben in der Regel ein so großes Bauvolumen, dass eine Bauernfamilie alleine diese Gebäude weder bewirtschaften noch unterhalten konnte. Deswegen sind seit jenen Tagen viele der ehemaligen Klosterhöfe zweigeteilt.

Die entscheidende Veränderung trat aber erst in den 1960/70er Jahren ein, als – wie im ganzen Südwesten Deutschlands – viele Betriebe die traditionelle Landwirtschaft aufgeben mussten, weil sie davon nicht mehr leben konnten. Manche Familien haben in den Gemüsebau mit Glashäusern investiert und ihre Häuser für die großen landwirtschaftlichen Maschinen umgebaut oder neben dem Altbau einen Neubau erstellt. Andere haben auf den Fremdenverkehr gesetzt und ihre Häuser dafür umgebaut. Dabei kam es zumindest in Teilen zur Übernahme der Wohn- und Geschmacksvorstellungen der Gäste durch die Gastgeber.

Relativ wenige Häuser blieben von diesen Modernisierungsmaßnahmen der Nachkriegsjahrzehnte verschont. Sie sind besonders authentisch überliefert, gerade diese Häuser sind aber heute durch den Sanierungsrückstand in ihrem Fortbestand gefährdet.

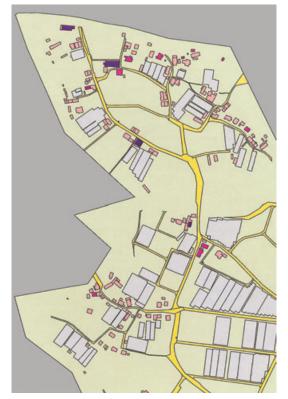
Weitere Forschung ist notwendig

Durch die Erarbeitung des Verzeichnisses der unbeweglichen Bau- und Kunstdenkmale wurden die Profanbauten 1998 erstmals zusammenhängend untersucht und durch die Innenbesichtigung ausgewählter Beispiele das hohe Alter und die typologischen Besonderheiten der Reichenauer Häuser in einem ersten Überblick erfasst. Die vorangestellten Ausführungen basieren auf den dabei gewonnenen Erkenntnissen. Dieses Verzeichnis ersetzt aber nicht eine systematisch iedes Haus erfassende Inventarisation.

Im Zuge dieser Erfassung wurden durch das damalige Landesdenkmalamt mehrere dendrochronologische Untersuchungen von Dachstühlen in Auftrag gegeben, die Datierungen von der ersten Hälfte des 15. bis ins 16. Jahrhundert bestätigten. Die bauliche Analyse ganzer Häuser mit mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Bausubstanz durch die Bauforschung fehlt bisher. Ebenso fehlen Untersuchungen über die Besitz- und Nutzungsgeschichte solcher Häuser, die es ermöglichen würden, frühe bauliche Strukturen besser zu interpretieren und Umstrukturierungen in einen rechtsoder wirtschaftsgeschichtlichen Erklärungszusammenhang zu stellen.

Ein Desiderat sind aber vor allem historisch-archivalische Untersuchungen über das Rechtsverhältnis der landwirtschaftlichen Anwesen zum Kloster. Bisher gibt es nur einzelne, mündlich oder durch ein Reisehandbuch des 19. Jahrhunderts überlieferte Hofnamen mit der Zusatzinformation, dass es sich um Lehenshöfe gehandelt habe, sowie in





4 Gemarkungsplan

Hier der Ausschnitt

mit Niederzell (Oben).

Das vorgestellte Gebäu-

de ist von Osten kom-

mend das zweite Haus

an der halbkreisförmig

verlaufenden Zufahrts-

5 Der gleiche Kartenaus-

schnitt. Die historischen

Gebäude sind in Rot-

tönen eingezeichnet,

Wohn- und Glashäuser

beige eingefärbt. Plan-

des 20. Jh. rosa und hell-

bearbeitung. Birgit Neuer, Silvia Lazar, 2000.

straße.

der Reichenau von 1707.





einzelnen Fällen die eisernen benediktinischen Doppelkreuze, die an den beiden Firstenden aufgesteckt wurden und die Klosterhöfe ausgezeichnet haben. In situ trägt nur noch der Ratzenrieder Hof an der Oberen Rheinstraße dieses Zeichen (Abb. 3). Es ist damit zu rechnen, dass bei einem vertieften Wissen um die landwirtschaftlichen Anwesen sich viele dieser Höfe als funktionaler Teil des Klosters erweisen werden und damit denkmalrechtlich eine sog. Sachgesamtheit mit dem Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung darstellen könnten.

Bisher kann man feststellen: Die Reichenauer Profanbauten sind in ihrer Bedeutung erst ansatzweise erkannt. Sie sind erstens – in einer für die verschiedenen Haustypen und historischen Epochen noch differenziert zu untersuchenden Art und Weise – Teil der Klosterökonomie. Zweitens reichen eine ganze Reihe dieser Häuser im Kern, wie man an der Bauweise ihrer Keller sehen kann, in das Früh- oder Hochmittelalter zurück. In jedem Fall besitzt die profane bzw. bäuerliche Bebauung der Klosterinsel im Kern eine um Jahrhunderte ältere Bausubstanz, als wir sie sonst im Bereich der ländlichen Hauslandschaften Baden-Württembergs kennen. Ein Hinweis darauf, dass sich im Umkreis des Klosters Cluny in Burgund eine Reihe von romanischen Häusern erhalten hat, soll darauf aufmerksam machen, dass wir auch auf der Reichenau einen ähnlichen, aber unbekannten und auch deswegen stark gefährdeten Schatz an Profanbauten besitzen. Dieser Artikel ist insbesondere zwei Häusern gewidmet, die bei der Denkmalerfassung 1998 inventarisiert wurden und deren Fortbestand heute bedroht ist.

Es regnet in die spätmittelalterliche Stube

Eines der gefährdeten Gebäude steht im Nordwesten der Insel, in Niederzell, an der Niederzeller Straße (Abb. 6-11). Das Haus war 1998 noch bewohnt, nach zwischenzeitlichem Leerstand ist es

jetzt angeblich wieder bewohnt. Es konnte nur einmal kurz besichtigt werden, eine dendrochronologische Datierung haben die Eigentümer nicht zugelassen. Die folgende Beschreibung ist also nur eine Wiedergabe des sich 1998 bietenden ersten Eindrucks. Es handelt sich um den sicherlich spätmittelalterlichen, möglicherweise im Kern noch wesentlich älteren Wohnteil eines bäuerlichen Anwesens sowie um ein Gefach eines Ökonomieteils, der mit einem anders konstruierten und in der Firsthöhe abweichenden Dachstuhl vermutlich einer spätmittelalterlichen Umbauphase entstammt. (Der besitzmäßig abgetrennte übrige Baukörper wurde in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts leider bereits durch einen Neubau ersetzt.)

Das äußere Erscheinungsbild des mittlerweile verwahrlosten Gebäudes, dessen Fachwerk an der Giebelwand im späten 19./frühen 20. Jahrhundert z.T. ausgetauscht, möglicherweise auch als zweite Wand vorgesetzt worden war, lässt nicht erahnen, dass sich im Inneren des Gebäudes wesentlich ältere Substanz erhalten hat. Im Erdgeschoss gibt es wohl noch hochmittelalterliches Wackenmauerwerk und eine spätmittelalterliche Stube mit Bohlenbalkendecke. (Ob die Wände dieser Stube ganz oder teilweise aus Holzbohlen konstruiert oder aus Wacken gemauert waren, müsste untersucht werden.) Der Grundriss ist dreizonig gegliedert, im Erdgeschoss sind parallel zum Giebel nebeneinander angeordnet die Küche unter dem tief heruntergezogenen Dach, mittig die Stube, seitlich ein Erschließungsflur sowie ein leicht abgetiefter, landwirtschaftlich genutzter Raum. Im Obergeschoss darüber befinden sich drei Schlafräume.

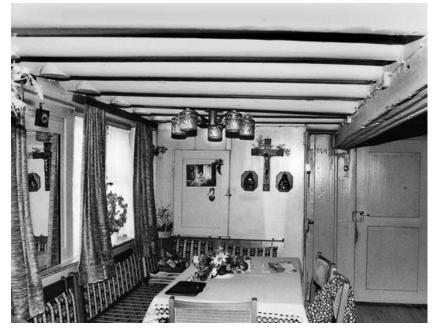
Die bis zuletzt als Wohnzimmer genutzte spätmittelalterliche Stube ist hervorragend überliefert. Ihre Deckenbalken sind an den Enden mit Rundformen beschnitzt, der Querunterzug ist profiliert; wandhohes Stubentäfer, Feldertüren und ein Kachelofen, der in seiner heutigen Form aus dem frühen 20. Jahrhundert stammt, sind erhalten. Diese spätgotische Stube gehört zusammen mit



6 Haus in Niederzell. Zwischen dem Wohnteil und der verbleibenden Achse des Ökonomieteils steht das Dach offen, Dezember 2004.

7 Haus in Niederzell mit spätmittelalterlicher Stube. Inzwischen haben die Denkmalschutzbehörden die Abstützung des Giebels verfügt, Zustand Dezember 2004.

8 Haus in Niederzell. Wackenmauerwerk im Fischgrätmuster im Erdgeschoss.







9 Haus in Niederzell. Die Stube mit pofiliertem Unterzug, Wandtäfer und Einbauschrank.

10 Haus in Niederzell, Detail der spätmittelalterlichen Bohlenbalkendecke. Sie ist an den Enden mit Rundformen beschnitzt.

11 Haus in Niederzell. Die überblattende Fachwerkkonstruktion liegt im Obergeschoss zu den Innenräumen offen.

den Bohlenstuben im ehemaligen Ammanhaus in Mittelzell und dem am Klostervorplatz errichteten Gebäude Burgstraße 5 zu den letzten spätmittelalterlichen Stuben auf der Reichenau. Es ist die einzige bekannte Stube mit Bohlenbalkendecke, die uns die Ausstattung des Wohnteils eines gro-Ben landwirtschaftlichen Hofes, wohl eines Klosterhofes, überliefert. Bemerkenswert ist weiterhin, dass sie sich im Erdgeschoss befindet, die beiden oben aufgeführten herrschaftlichen Reichenauer Beispiele sind im Obergeschoss ausgebildet. Man kann annehmen, dass damit eine ältere Tradition überliefert wird. Zumindest kennen wir in manchen Städten die bauliche Entwicklung, dass sich die ältesten Bohlenstuben des 13./14. Jahrhunderts im Erdgeschoss befanden und erst die jüngeren Stuben des 15. Jahrhunderts ins Obergeschoss verlegt wurden.

In den Obergeschossräumen liegt die Fachwerkkonstruktion mit den überblattenden Kopfbändern zu den Innenräumen frei. Ein Blick in den Dachraum hat ergeben, dass es sich um zwei getrennt abgezimmerte, rauchgeschwärzte Dachstühle handelt. Der Dachstuhl über dem Ökonomieteil ist ein verblatteter, zweireihiger, stehender Dachstuhl, derjenige über dem Wohnteil war vom Standort aus nicht hinreichend einzusehen. Das Dach war nicht mehr dicht. Es bestand dringender Handlungsbedarf.

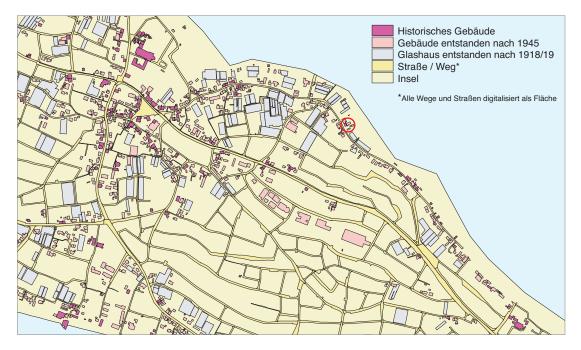
Fischerhaus von 1471 sucht neuen Nutzer

Das zweite gefährdete Gebäude ist im Bauvolumen deutlich kleiner. Es ist ein gestelztes Rebbauern-Fischerhaus an der Seestraße, dem Uferweg, der an der Nordseite der Insel Mittel- und Oberzell verbindet (Abb. 14 – 18). Im rechten Winkel zum traufständigen Haus steht der Fischerschuppen,

der eine Gebäudeecke überschneidet. Auch diesem Gebäude sieht man seine Wertigkeit von außen nur schwer an. Am zweigeschossigen verputzten Satteldachbau fällt zunächst im Erdgeschoss ein breites Fenster der Nachkriegszeit auf und lässt einen weitgehenden Umbau des Inneren befürchten. Jedoch ist die Umnutzung eines der Kellerräume im Erdgeschoss zu Wohnzwecken die einzige Veränderung des ausgesprochen authentisch überlieferten spätmittelalterlichen Hauses. Das Erdgeschoss erschließt heute ein traufseitig zugänglicher, breiter L-förmiger Flur. An der Hausrückseite befinden sich die Flurküche und eine offene Treppe ins Obergeschoss. (Es wäre zu untersuchen, ob der schon genannte neue Erdgeschosswohnraum nicht in eine ursprünglich

untersuchen, ob der schon genannte neue Erdgeschosswohnraum nicht in eine ursprünglich offene Erdgeschosshalle eingestellt wurde.) Die Wirtschaftsräume werden von der Ostgiebelseite erschlossen: Hier sind im Erdgeschoss die kleinere Stalltüre und das große Tor zum abgetieften Erdgeschosskeller zu sehen, im Giebel die Ladeluke für Heu und Stroh. Gewohnt wurde im Obergeschoss. Ein Gruppenfenster an der Südostecke, der das Baualter von außen ablesbar machen würde, ist durch den Schuppen verdeckt.

Das Obergeschoss ist charakterisiert durch einen zweischiffigen, dreizonigen Grundriss; die drei Wohnräume sind zur Straßentraufseite angeordnet, der offene Erschließungsbereich reicht über die ganze rückwärtige Längsseite. Zu vermuten ist, dass hier ein für die Hausforschung hochinteressanter, seit der Bauzeit wenig veränderter Grundriss überliefert ist. Die Dachkonstruktion mit liegendem Stuhl (zwei Bünde) ist verblattet. Das Alter des Dachstuhls und damit des wohl insgesamt aus dieser Zeit stammenden Hauses konnte dendrochronologisch ermittelt werden. Er entstand 1471.



12 Der gleiche Kartenausschnitt. Die historischen Gebäude sind in Rottönen eingezeichnet, Wohn- und Glashäuser des 20. Jh. rosa und hellbeige eingefärbt. Das Haus in Mittelzell ist mit einem Kreis markiert. Planbearbeitung. Birgit Neuer, Silvia Lazar, 2000

Das Haus steht seit Jahren leer. Das Angebot, das Haus durch eine Studentengruppe kostenlos aufmessen zu lassen, haben die Eigentümer im Jahr 2000 noch abgelehnt. Mittlerweile ist das Dach nicht mehr dicht. Inzwischen prüfen die Eigentümer die Möglichkeit, das Gebäude zu verkaufen.

Kenntnis über die Wertigkeit und geglückte Pilotprojekte sind notwendig

Das Interesse der Kunstsachverständigen und damit auch der Einheimischen und Touristen hat sich seit dem späten 19. Jahrhundert auf den künstlerischen und historischen Wert der drei Kirchen und

13 Haus in Mittelzell. Der Fischerschuppen verdeckt das spätmittelalterlich Eckfenster. Zu sehen sind das große Tor zum abgetieften Erdgeschosskeller und die Ladeluke im Giebel.

ihrer Ausstattung konzentriert. Nur das ehemalige Ammanhaus an der Ergat, das sich nach der Säkularisation für lange Zeit zwei Bauersfamilien teilten, wurde durch umfangreiche Instandsetzungsarbeiten in den 1930er Jahren vor dem Verfall bewahrt. Es ist als ehemaliges Rathaus und heutiges Heimatmuseum der einzige öffentlich zugängliche und im Bewusstsein der Einheimischen wie der Besucher gleichermaßen verankerte, wichtige Profanbau auf der Insel. Das massive Erdgeschoss wird ins 12. Jahrhundert datiert, das Fachwerkobergeschoss entstand im 15. Jahrhundert. Daneben gibt es nur noch vereinzelt durch Privatleute, oft mit Hilfe der Denkmalpflege, instand

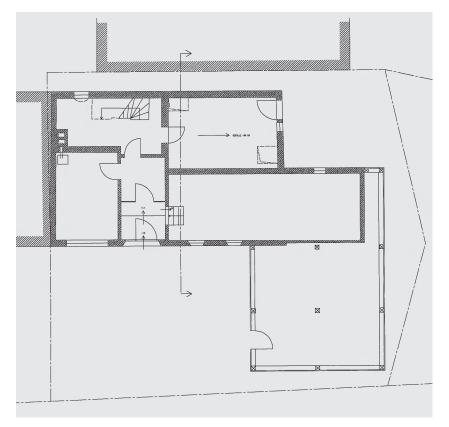
14 Haus in Mittelzell. Das Fenster im Erdgeschoss ist eine Veränderung der Nachkriegszeit am insgesamt authentisch überlieferten Gebäude.



15 Gemarkungsplan der Reichenau von 1707. Hier der Ausschnitt mit der Seestraße, die am Nordufer entlangführend Ober- und Mittelzell miteinander verbindet.









16 Haus in Mittelzell mit angebautem Fischerschuppen, Grundriss: Erdgeschoss mit Erschließung des Wohnteils von Süden, des Ökonomieteils von Osten. Letzterer wurde teilweise nachträglich in den Schuppen hinein verlängert.

17 Haus in Mittelzell. Der spätmittelalterliche Fenstererker vom Bootsschuppen aus gesehen.

18 Haus in Mittelzell. Der rauchgeschwärzte, verblattete Dachstuhl ist dendrochronologisch auf 1471 datiert. gesetzte Profanbauten. Es handelt sich um repräsentative Bauten, die in direkter Nachbarschaft zum Kloster in Mittelzell stehen und zur Klosterbzw. Prioratszeit Sonderfunktionen gedient haben dürften. Instand gesetzt wurden auch einzelne der großen barocken Klosterhöfe, die mit Zierfachwerk und baulichem Anspruch von außen auch für den Laien als wertvolle historische Bausubstanz erkennbar sind.

Die beiden vorgestellten Problemfälle sind vom Außenbau her unscheinbar. Das haben sie gemeinsam mit weiteren, im Zuge der Denkmalerfassung festgestellten, in Teilen noch hoch- bis spätmittelalterlichen bäuerlichen Häusern auf der Reichenau (Abb. 2). Das heißt, ihre hohe Wertigkeit erschließt sich nur dem fachlich geschulten Auge und auch – zumindest im heutigen Erscheinungsbild – erst im Inneren dieser Häuser.

Das aktuelle Problem für den Erhalt dieser und anderer Reichenauer Häuser ist, dass sie mit dem Ende der traditionellen Landwirtschaft ihre angestammte Nutzung verloren haben und dass sie zuletzt nur noch der älteren Generation als Wohnraum dienten. Mit dem Ableben ihrer letzten Bewohner droht diesen Häusern der Abbruch. Die Nutzungstraditionen sind abgebrochen, und ein neues Bewusstsein über ihren großen historischen Wert hat sich noch nicht herausgebildet.

Es ist zu hoffen, dass die Besonderheit dieser Häuser zur Kenntnis genommen und dies zur Basis einer neuen Wertschätzung der Reichenauer Häuser wird, ehe die wertvolle Bausubstanz unwiederbringlich verloren ist. Es wäre zu wünschen,

dass die Eigentümer neuen Stolz auf ihre Häuser entwickeln könnten, dass von der Gemeinde Erhaltungsinitiativen ausgingen, dass der Idealismus interessierter Reichenauer Bürger für die Mithilfe bei der Bewahrung dieses baulichen Erbes der Insel gewonnen würde.

Nichts würde ein Umdenken mehr beflügeln als gelungene Pilotprojekte. Es bedarf dazu finanzieller Unterstützung von außen und alternativer Nutzungskonzepte. Man könnte z. B. daran denken, solche Häuser instand zu setzen und ganzjährig oder als Ferienwohnungen für den gehobenen Kulturtourismus anzubieten als "Ferien im Kulturdenkmal" oder "Wohnen wie im Spätmittelalter". Damit ließe sich der wertvolle Hausbestand erhalten und damit könnten die Kulturtouristen auch für einen längeren Aufenthalt auf der Insel gewonnen werden. Es wäre zu wünschen, dass es für die beiden vorgestellten Häuser noch nicht zu spät ist und sich in diesem Sinne erhaltende Lösungen finden lassen.

Literatur:

Burghard Lohrum, Reichenau-Mittelzell, Seestraße 24, Dendrochronologische Untersuchung, 1998. Klosterinsel Reichenau im Bodensee, UNESCO Weltkulturerbe, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Arbeitsheft 8, Stuttgart 2001.

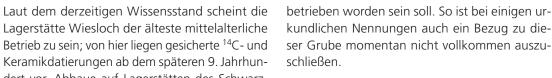
*Dr. Petra Wichmann*Regierungspräsidium Freiburg
Referat 25 – Denkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau



Die mittelalterliche Silbergrube "Marie in der Kohlbach" bei Hohensachsen (Rhein-Neckar-Kreis)

Seit fast 2000 Jahren werden am Ostrand des Oberrheingrabens Blei-Silber-Vererzungen bergmännisch abgebaut. Schon für die römische Zeit sind diesbezügliche Aktivitäten in Badenweiler, Sulzburg und Wiesloch gesichert. In den Wirren um die Mitte des 3. Jahrhunderts erlosch der Bergbau und wurde ab dem späten 9. Jahrhundert an einzelnen Orten nach und nach wieder aufgenommen.

Ludwig H. Hildebrandt



Lagerstätte Wiesloch der älteste mittelalterliche Betrieb zu sein; von hier liegen gesicherte ¹⁴C- und Keramikdatierungen ab dem späteren 9. Jahrhundert vor. Abbaue auf Lagerstätten des Schwarzwaldes sind gesichert erst ab der Jahrtausendwende archäologisch erfassbar und im Jahr 1028 auch in einem Diplom für die Kirche von Basel urkundlich nachweisbar.

Im hessischen Odenwald sind "Arezgrefte", d. h. (Eisen-)Erzgruben für die Gegend um Ober-Ostern schon aus dem späten 8. Jahrhundert im Lorscher Codex belegt. Das älteste Silberbergwerk des Odenwaldes dürfte aber die Grube "Marie in der Kohlbach" bei Hohensachsen, ca. 3 km südlich von Weinheim im Rhein-Neckar-Kreis, sein.

Lage und Vererzung

Das Bergwerk befindet sich 800 m ostsüdöstlich des Ortskerns von Hohensachsen im Tal des Kohlbaches im Odenwald. Die Lagerstätte besteht aus bis zu einem Meter mächtigen, Nordwest/Südost streichenden, 70 bis 90 Grad einfallenden, verkieselten Schwerspatgängen mit Granit als Nebengestein. Allerdings können diese Gänge schnell vertauben bzw. ihre Mächtigkeit auf wenige cm reduzieren.

Insgesamt finden sich vier Teilgänge, die meist durch Verwerfungen abgeschnitten werden und möglicherweise nur einen einzigen Gang darstellen. Haupterzminerale sind meist fein verteilter, silberhaltiger Bleiglanz und Kupferkies; die seltenen Sekundärminerale bestehen aus Cerussit, Pyromorphit, Azurit, Malachit und Limonit.

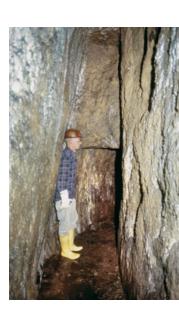
Anzumerken ist, dass im Apfelbachtal nach Ritschweier in den Jahren 1784–1786 die auf Kupfererze bauende Grube "St. Christian am Jacobsberg" erwähnt wird, die aber auch schon früher

Die archivalische Geschichte

Am 18. August 1012 verlieh König Heinrich II. dem Bistum Worms den Lobdengau, behielt sich aber den "Colegenberg" als Eigentum vor. Der Grund der Reservierung wird von allen bisherigen Bearbeitern in dem damals in Betrieb befindlichen Bergwerk im Kohlbach gesehen. Die westlich, unterhalb dieses Gebietes gelegenen Reste einer kleinen, in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts errichteten Burg des Edelfreien Ernst v. Sachsenheim, eines Bruders des Bligger v. Steinach, werden wohl mit Berechtigung ebenfalls mit dem Bergbau im Kohl- und Apfelbachtal in Verbindung gebracht.

1 Unter Wasser stehendes Gesenk aus dem späten Mittelalter mit erhaltenen Holzeinbauten.





2 Hohensachsen, Grube "Marie in der Kohlbach". Das Steigbrett aus dem Jahr 1475 bei der Befunddokumentation.



Anfang August 1291 übertragen die Brüder Conrad und Friedrich v. Strahlenberg für sich und ihren abwesenden Bruder Rennewart Pfalzgraf Ludwig II. ihren Anteil an dem Bergwerk über Hohensachsen und empfangen ihn mit der Hälfte aller aus dem dortigen Bergwerk geförderten Erträge zurück, seien sie aus Gold, Silber oder anderen Metallen. Die Strahlenberger Edelfreien betrieben also 1291 Silberbergbau bei Hohensachsen, den sie – freiwillig oder eher unfreiwillig – den Pfalzgrafen bei Rhein unterstellten. Vermutlich ist dieses Bergwerk tatsächlich mit dem "Colegenberg" von 1012 zu identifizieren und müsste also – wohl mit Unterbrechungen – vom frühen 11. bis späten 13. Jh. in Betrieb gewesen sein.

Die Strahlenberger nahmen im südwestlichen Odenwald und der Rheinebene Vogteirechte der Klöster Ellwangen und Lorsch wahr. Das Hochadelsgeschlecht saß damals auf der gleichnamigen Strahlenburg oberhalb von Schriesheim. Es war deren dritte Burggründung, die um 1235 anzusetzen ist. Damals ließen sich die Strahlenberger zu einem Rechtsbruch hinreißen, da das Gelände, auf dem die Burg errichtete wurde, dem Kloster Ellwangen gehörte. Dabei ist zu fragen,

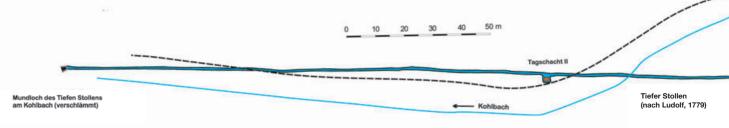
warum gerade dort die Burg errichtet wurde, obwohl die Strahlenberger schon eine andere Burg und auch Grundbesitz besaßen – vielleicht ein Hinweis auf das schon damals bestehende und zu überwachende Bergwerk Schriesheim.

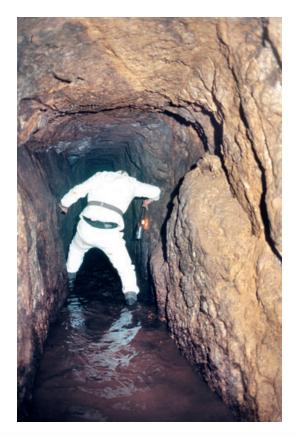
Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche verleiht am 19. November 1474 das Bergwerk am "hindern Colnberg" in Hohensachsen an diverse Adlige und Höflinge: Deutschordensaltmeister Jost v. Venningen, Stiftskustos zu Wimpfen Gotfrid v. Nunhusen, Dr. Ott Spiegell, Hans v. Gemmingen zu Guttenberg, Hofmarschall Ritter Engelhard v. Neipperg, Vogt Ritter Simon v. Balshoven, Ritter Otto v. Hirschhorn, Hofmeister Dieter v. Handschuhsheim, Herzog Philipps Hofmeister Blicker Landschad v. Steinach, Leibarzt Dr. Conrad Scholling, Jörg Göler v. Ravensburg, Hans v. Sickingen d.J., Bischof Matthias zu Speyer, Protonotar Alexander Pellendorfer, Balthasar v. Willer und Nikolaus Weiterstadt. Allerdings liefen schon vorher Untersuchungsarbeiten, denn am 26. Juni 1474 quittierte der auf der Schriesheimer Strahlenburg sitzende Keller Nikolaus Drapp dem Deutschordensmeister Jost v. Venningen den Erhalt von 10 Gulden als dessen Anteil an den Kosten des Bergwerkes an dem Kollenberg in Hohensachsen.

Die Gewerkschaft scheint nicht lange durchgehalten zu haben, denn am 4. April 1476 bevollmächtigte Kurfürst Friedrich I. seinen Zentgrafen Johann zu Schriesheim allen, die das Bergwerk zu Sachsenheim bauen wollen, dieses unter Aufsicht des Bergmeisters Bargsteyner zu verleihen. Als im Rahmen des Landshuter Erbfolgekrieges 1504 hessische Truppen gen Heidelberg vorrückten und diverse Dörfer zerstörten, dürfte auch der Bergbau in Hohensachsen betroffen worden sein. Erst 1551 hört man anlässlich einer neuen, allgemeinen Bergordnung von den Gruben "nahent bey Schrießheim am Breidenhart, dergleichen bey Weinheim an der Buchklingen, auch zu Groß- und Hohen Sachssenheim am Beltzberg".

Fast 200 Jahre lang schweigen danach die Akten. Aus dem Jahr 1740 ist eine Verleihung der Bergwerke Schriesheim und Hohensachsen an den Freiherren v. Hundheim bekannt und 1743 wird in einer "Specificatio Derjenigen Bergwercke, so in Ihrer Churfürstln. Dhlt. Von Pfalz Landen dermahlen bekannt seynd, und zum theil tuen bebaut werden" das "der herren von Sickingen Bley= Kupfer= und Silberwerck ohnweit hohensachsen" genannt.

3 Hohensachsen, Riss der Grube "Marie in der Kohlbach". ARGE Altbergbau Odenwald.







- 4 Erste Sohle in Richtung des Wasserlösungsstollens.
- 5 Weitung im Niveau des Tagstollens mit Bühnloch und Bohrpfeife aus dem 18./19. Jh.



Der zuvor im Nußlocher Bergwerk als Steiger angestellte Bergmann Christoph Meixner beantragte am 29. Juni 1771 einen Schurfschein auf den Gemarkungen Großsachsen und Hohensachsen, starb aber schon ein halbes Jahr später. Danach führte der Seifensieder Andreas Creuzberg mit einer Gewerkschaft intensive, aber verzettelte Untersuchungsarbeiten durch. Im November 1779 berichteten die Kohlbacher Gewerken, dass der alte tiefe Stollen mit großen Kosten endlich durchschlägig und die Gesenke dadurch frei von Wasser geworden seien; man habe einen Gang mit Blei-Silber-Erzen entdeckt, wolle eine Schmelzhütte bauen und bat daher um Vermaßung eines doppelten Feldes.

Am 11. Dezember 1779 wird dem Andreas Kreuzberger und seinen Mitgewerken das Bergwerk Kohlbach verliehen. Er erhält Freiheit von Zoll, Accis und Umgeld im Oberamt Heidelberg. Der 10. Kübel gehört der Herrschaft sowie ein Freistamm, der Vorkauf beträgt bei Silber 1fl. unter dem Münzfuß. In den Waldungen bekommt das Werk keine Holzrechte, aber es besteht Zehntfreiheit auf zwei Jahre. Ein Mitte Dezember durchgeführtes Schmelzen misslang jedoch.

Laut Bergwerkstabelle des Bergmeisters Ludolph wurde die Grube 1780 mit 16 Gewerken, 1 Rechner, 1 Steiger, 11 Hauern, 2 Hasplern, 1 Grubenjungen und 10 Scheidern betrieben. Es gab keine Ausbeute, und wohl deshalb hatten diverse Kuxinhaber schon keine Zubuße mehr bezahlt. Letzte Aktivitäten der Gewerkschaft sind im Spätjahr 1781 belegt, 1783 ist die Grube verlassen und 1785



6 Abbau I mit alten Holzstempeln.

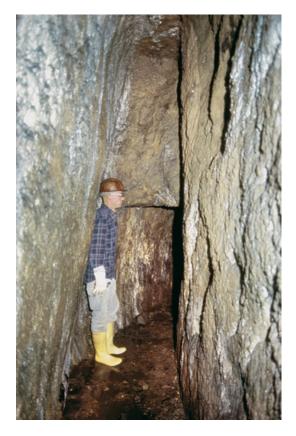
wollten die Gewerken die Schmelzhütte in eine Hanf- und Ölmühle umbauen – der Bergwerksbetrieb war also erloschen.

Alle späteren Aktivitäten kamen über kleinste Prospektionen nicht hinaus. Um 1853 sind Untersuchungen eines J. Lommel belegt, 1885/87 ist die Grube unter dem Namen "Marie" an W. Schumacher aus Frankfurt verliehen. Um 1917 und 1936/37 sind weitere Untersuchungen des Vorkommens bekannt.

Nach den urkundlichen Nachrichten ist also im hohen und späten Mittelalter – natürlich mit gewissen Unterbrechungen – ein Blei-Silber-Bergbau belegt, der im 18. Jahrhundert nochmals intensiver aufgenommen wurde. Die mittelalterlichen Nachrichten erscheinen jedoch so beiläufig, dass auf den ersten Blick eigentlich nur ein recht geringer Umfang der Arbeiten anzunehmen wäre. Seit 1995 wältigt die Arbeitsgemeinschaft Altbergbau Odenwald Teile der Stollenanlagen wieder auf. Das Stollenmundloch wurde gesichert und der nicht unter Wasser stehende Teil des Grubengebäudes sukzessive befahrbar gemacht; bei diesen Arbeiten kamen montanhistorisch bedeutende Funde und Befunde zutage.

Aktuelle Aktivitäten und archäologische Funde

Das gesamte bekannte Grubengebäude hat auf über 50 m vertikaler Höhe eine Länge von mindestens 740 m; davon sind knapp die Hälfte momentan befahrbar, der Rest steht unter Wasser.



7 Erste Sohle mit für das späte 15./frühe 16. Jahrhundert typischem Querschnitt; auffällig sind die unterschiedlichen Niveaus der Stollenfirste.

Bei dem harten Nebengestein belegt allein schon diese Ausdehnung, dass das Bergwerk früher intensiv und viele Jahre betrieben worden sein muss

Man betritt die Grube durch den 35 m langen so genannten Tagstollen. Bei der Ausräumung seiner Sohle im Sommer 2004 konnte eine Wasserseige freigelegt werden, die in sekundärer Verwendung durch ein ehemals wohl fast 4 m langes und 38 cm breites Holz abgedeckt war. Das 4 cm dicke Tannenbrett weist mittig dreieckige Löcher von 15 cm Breite in regelmäßigen Abständen von 30 cm, d. h. einem Fuß auf (Abb. 2).

Der für Süddeutschland einzigartige Fund ist als so genanntes Steigbrett anzusprechen, das als Ersatz einer Leiter fungierte. Zeitgenössische Abbildungen dieses Gerätes sind rar – eine findet sich z. B. im so genannten "Kuttenberger Kanzionale", einer auf dem Titelblatt mit Bergbaudarstellungen verzierten Liedersammlung der Zeit um 1490/1500. Im Bergbau-Museum im Kammerhof von Banska Stiavnika (Schemnitz, Slowakei) ist laut freundlicher Mitteilung von Herrn Ekkehard Rieder ein kleines Bruchstück eines ähnlichen Brettes ausgestellt mit der Herkunftsbezeichnung "Kutna Hora" – Kuttenberg (Tschechien)! Momentan kann nicht beurteilt werden, ob das Hohensachsener Steigbrett eine autochthone Erfindung ist, oder aber versierte Bergleute die Kenntnis dieses "low-tech"-Bergbaugeräts mitbrachten.

Die dendrochronologische Datierung des Hohensachsener Fundes durch W. Tegel (Hemmenhofen) ergab, dass der zugehörige Baum im Jahr 1475 gefällt wurde. Dieses Datum passt exakt zur archivalisch belegbaren Geschichte der Grube, in der ja von einem Neuanfang in den Jahren 1474/76 die Rede ist. Der Fund wird momentan in Eigenregie der Arbeitsgemeinschaft Altbergbau Odenwald fachgerecht konserviert.

Das weitere Grubengebäude (Abb. 3)

Ebenso interessant sind die Beobachtungen in den tieferen Bereichen der Grube. Etwa 7 m unter dem Niveau des Eingangsstollens befindet sich eine Teilsohle, die durch Aktivitäten des 18./19. Jahrhunderts – erkenntlich an Resten von Bohrlöchern zum Sprengen – zu einer grossen Weitung verunklart ist (Abb. 5). Allerdings gehen von dort niedere Stollen mit z.T. rundlichen Querschnitten ab, die nach ihrer Form teilweise zur ersten, hochmittelalterlichen Abbauphase des Bergwerks gehören könnten.

Auf der 19 m unter dem Tagstollen liegenden ersten Sohle fand sich überraschenderweise ein umfangreicher und fast unberührter Bergwerksbereich, der sich allein schon durch die Stollenform "tonnenförmig mit Horizontalfirste" grob in

das 15./16. Jahrhundert datieren lässt (Abb. 7). Querschlägig zur Vererzung verläuft nach Nordosten ein 140 m langer, sich gabelnder Prospektionsstollen, der heute teilweise mit Bergen zugesetzt ist (Abb. 8). Das Pendant nach Südwesten ist ca. 110 m lang und steht heute leider teilweise unter Wasser (Abb. 4). An dessen Ende zweigt laut den Grubenrissen des 18. Jahrhunderts ein 240 m langer Wasserlösungsstollen (der tiefe Stollen in der Erwähnung von 1779) nach Westen ab.

Im Bereich des südwestlichen Querschlages wurde im Bereich einer Störung ein heute komplett unter Wasser stehendes, über 10 m tiefes Gesenk abgeteuft. Darin haben sich die hölzernen Einbauten (Fahrten, Streich- und Verzughölzer) in hervorragendem Zustand erhalten (Abb. 1). Funde ähnlicher Qualität liegen aus Baden-Württemberg bisher nur aus dem Gebiet Freiamt-Sexau im südlichen Schwarzwald vor. Form und urkundlich überlieferte Grubengeschichte deuten darauf hin, dass das Gesenk im späten 15./frühen 16. Jahrhundert angelegt wurde. Ob dies auch für alle erhaltenen hölzernen Einbauten gilt, muss eine spätere dendrochronologische Datierung klären; die Bergung von Proben ist Mitte 2005 vorgesehen. Südöstlich des Gesenks ist der Erzgang im so genannten Abbau I komplett abgebaut und der freie Gangraum mit alten Holzstempeln abgestützt (Abb. 6).

Die weitere Befahrung des Wasserlösungsstollens in südwestlicher Richtung ist momentan wegen zu hohen Wasserstandes leider nicht möglich; an der Absenkung wird jedoch gearbeitet. Für die kommenden Jahre sind weitere Freilegungen der Grubengebäude geplant, die sicherlich noch viele Erkenntnisse, Funde und Überraschungen bringen werden. Stellvertretend für die gesamte ARGE Altbergbau Odenwald, die ehrenamtlich mit viel Enthusiasmus und Können die schwieri-

gen und arbeitsintensiven Aufwältigungen betreibt, ist den Herren Reiner Hornig und Ekkehard Rieder für diverse Informationen und Unterlagen besonderer Dank zu sagen.

Archivalien:

Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) 67/799:64, 812:232v-233v, 814:97; 77/596, 600; 229/35187, 94 615, 94 618.

Literatur:

Jochen Babist: Die Grube "Marie in der Kohlbach" in Hohensachsen. ARGE Altbergbau Odenwald (2004); 33 S., Ms.

Michael Fettel: Ehemaliger Bergbau bei Hohensachsen an der Bergstraße. Der Aufschluss 24 (1973) 294–303.

Ludwig H. Hildebrandt: Mittelalterlicher Blei-Silber-Bergbau in Nordbaden. Spätmittelalter am Ober-rhein, Aufsatzband zur Landesausstellung in Karls-ruhe (2002) 243–246.

Ludwig H. Hildebrandt: Die Geschichte des Silberund Vitriolbergwerks Schriesheim bei Heidelberg. Schriesheimer Jahrbuch 8 (2004)112–146.

Ludwig H. Hildebrandt: 2000 Jahre Blei-Zink-Silber-Bergbau in Wiesloch bei Heidelberg – eine Übersicht. Zeitschrift zur Geschichte des Berg- und Hüttenwesens 10/2 (2004) 4–26.

Rainer Kunze: Ernst von Sachsenheim und seine Burg. Mannheimer Geschichtsblätter, Neue Folge 4 (1997) 59–61.

Dr. Ludwig H. Hildebrandt Im Köpfle 7 69168 Wiesloch



8 Mit Bergen teilweise zugesetzter Querschlag nach Nordosten.

Glossar der bergmännischen und mineralogischen Begriffe

Wie andere Berufszweige, die auf mittelalterliche Wurzeln zurückblicken können (als Beispiel seien Seefahrt und Bauwesen genannt), besitzt der Bergbau ein spezielles Vokabular, das Außenstehenden oft unverständlich bleibt. Einige dieser Begriffe können bis in das frühe 13. Jh. zurückverfolgt werden. Somit erschien die Erarbeitung eines Glossars notwendig, um dem Leser die Bedeutung der wichtigsten Spezialbegriffe zu erschließen.

Accis/Akzise: Verbrauchssteuer.

aufwältigen: Alte, verfallene Grubenbaue freiräumen und befahrbar machen.

Berge: Nicht verarbeitungswürdiges Gesteinsmaterial.

Fahrt: Bergmännischer Ausdruck für Leiter; dementsprechend wird das Betreten einer Grube auch Einfahren genannt.

Freistamm: Stamm-Anteil an einer Grube, der keine Zubuße bezahlen muss; wird meist von der Herrschaft bzw. der Kirche gehalten.

Gesenk: Von einem Stollen aus abgeteufter kleiner Schacht oder Schrägstollen.

Gewerke: Bezeichnete ursprünglich alle Bergbau treibenden Personen; erste Nennung im Jahre 1208 latinisiert aus dem Mittelhochdeutschen als werci. Später erfolgte eine Trennung in bergbaufinanzierende Personen mit Anteilen an Gruben (so genannten Kuxen) und den Bergbau betreibenden Bergleuten. Aus einem Zusammenschluss Letzterer leitet sich auch die heutige Bedeutung von Gewerkschaft als Arbeitnehmervertretung her.

Haspel: Handbetriebene Seilwinde mit liegender Welle zur Schachtförderung; die den Haspel bedienenden Personen hießen Haspelknechte oder Haspler.

Hauer: Bergmann, der direkt die Arbeiten am Gestein bzw. Erz verrichtet. Schlepper, Karrenläufer, Haspel- und Wasserknechte sind zwar auch Bergleute, stehen aber im Ansehen bedeutend niedriger.

Kux: Aktienähnlicher Anteilschein an einer Grube; zum Unterschied zu den Aktien muss aber

bei Verlusten des Bergwerks der Kuxinhaber diese anteilig ausgleichen, d. h. er muss Zubuße leisten; 4 Kuxe entsprechen einem Stamm.

scheiden: 1. Trennen von verwachsenem erzhaltigem und taubem Material durch Zerschlagen mit einem Hammer; die dabei tätige Person ist der Scheider. Scheideerze sind Erze mit hohem Metallgehalt, die direkt nach dem Scheiden zur Verhüttung kommen können.

2. Trennung von Gold und Silber durch Verhüttung bzw. chemische Prozesse.

Steiger: Technische Aufsichtsperson einer Grube oder eines Betriebsteils; direkter Vorgesetzter der anderen Bergleute. Bei großen Gruben kann diese Berufsgruppe sehr differenziert sein: Obersteiger, Reviersteiger, Fahrsteiger, Kunststeiger etc.

Streichen: Himmelsrichtung, die die Horizontale mit einem Erzgang bzw. dem Gestein bildet.

Tag: Erdoberfläche, Tageslicht; daraus: Tagschacht, Tagstollen, Tagebau, Übertageanlagen.

Vorkauf: Recht des Bergregalinhabers, die erzeugten Metalle zu einem niedereren Preis als dem Marktpreis direkt von der Grube zu beziehen.

Wasserlösungsstollen: Synonym zu Erbstollen: Tiefster Entwässerungsstollen eines Grubenreviers; den Erstellern steht ein erbliches Recht an einem bestimmten Prozentsatz der Förderleistung der entwässerten Gruben zu.

Wasserseige: Rinnenartige Vertiefung im Boden eines Stollens, um Wasser abzuleiten.

Weitung: Großer, beim Erzabbau entstandener Hohlraum unter Tage; die Abbautechnik heißt Weitungsbau.

Landkirchen in den Ortsteilen von Schwäbisch Gmünd um 1900

Kirchenbau und -erweiterungen zwischen Historismus und "Moderne": Materialien aus einem Band "Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg"

Beim Inventarisieren aller Kulturdenkmale einer Stadt, d. h. dem Beschreiben und Dokumentieren mit Aufmaß und Fotografie, bleibt es bei Einzeldarstellungen in erprobter Ordnung. Jedes Denkmal wird in der Reihenfolge seiner Würdeform – Kirchen, Wehrbauten, öffentliche und private Bauten, Kleindenkmale – und seiner leichten Findbarkeit – Patrozinium bzw. Kirchenname, Straße und Hausnummer – aufgeführt. Innerhalb des Einzelbaus gilt die Abfolge Bau- und Restaurierungsgeschichte, Baubeschreibung mit Lage und Charakteristik, Äußeres, Inneres, Ausstattung, Gerät. Kurze Einleitungskapitel weisen zwar auf geschichtliche und architektonische Zusammenhänge und Entwicklungen hin. Viele Fragen der Kunstgeschichte und Denkmalpflege müssen aber bei einer eher statistischen Zusammenstellung offen bleiben. Einen interessanten Teilbereich stellt im 4. Band der "Kunstdenkmäler der Stadt Schwäbisch Gmünd" der Kirchenbau um 1900 in den damaligen, heute eingemeindeten Dörfern rings um die Stadt dar. Von ihm und fünf seiner Architekten soll im Folgenden die Rede sein als Beispiele für eine bewegte Periode des Landkirchenbaus, der individuelle Lösungen hervorbrachte, unter denen Straßdorf als Beginn der "Moderne" in der Rottenburger Diözese gilt. In der Nachkriegszeit erfuhren viele Bauten im Inneren, die katholischen unter dem hinterfragenswerten Stichwort "Liturgiereform", oft recht rigorose Veränderungen.

Richard Strobel

Aus den Jahren vor dem 1. Weltkrieg gibt es im Schwäbisch Gmünder Raum einige interessante Kirchenneubauten und -erweiterungen. Sie entstanden in heutigen Ortsteilen, die erst allmählich Zuwachs durch Gold- und Silberarbeiter, Kleinhandwerker, Pendler und Heimarbeiter bekamen und ihre bäuerliche Prägung damit verloren. Die Kernstadt selbst war mit Kirchen reich gesegnet, und nach Errichtung der 2. katholischen Stadtpfarrei 1908 waren die Katholiken zusätzlich zur Münsterpfarrei mit St. Franziskus, die evangelischen Christen mit der Augustinuskirche hinreichend versorgt. Anders stand es mit den umgebenden Dörfern, die zwischen 1959 und 1972 bzw. 1975 in die Stadt Schwäbisch Gmünd eingemeindet wurden. Drei Beispiele für Ortsteil-Kirchen, die

von verschiedenen Architekten erweitert wurden, sollen vorgestellt werden: Lindach, Oberbettringen und Herlikofen. Dazu jeweils die Neubauten Großdeinbach, Bargau, Hussenhofen. Straßdorf und zeitverspätet die katholische Kirche in Degenfeld werden wegen ihrer umfangreichen, interessanten Planungs- und Baugeschichte angefügt. Die zentrale Funktion der jeweiligen Kirche ist anders als heute im Umfeld unserer Groß- und Mittelstädte (etwa von der Einwohnerzahl Schwäbisch Gmünds) hier noch deutlicher. Die Ortskirche war über die Jahrhunderte hinweg und viel früher als Rathaus, Gemeinde- oder Sportzentrum, Wirtshaus oder Schule Orientierungs- und Bezugsort für alle. Als zentraler Bau der Begegnung und des kirchlichen Kultus war sie ideell wie architektonisch



ein Anliegen aller BewohnerInnen und musste entsprechend in Erscheinung treten. Solange noch die Ortsteile als eigene Gebilde erfahren werden können und nicht von modernen Siedlungs- und Gewerbebauten überwuchert ihr Eigenleben verlieren, verdienen sie Darstellung mit ihrer Kirche als markantestem Identifikationspunkt.

Die Materialien für die folgenden Einzeldarstellungen werden dem großen Inventar von Schwäbisch Gmünd aus der Reihe "Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg" verdankt, wo alle genannten Kirchen im Umkreis der Stadt behandelt und mit Plänen und Fotos dokumentiert werden. Protokolle und Rechnungen, Pläne und Entwürfe, Architektenbiografien und zeitgenössische Litera-

tur bzw. Presseberichte waren zu sichten, die Bauten selbst zu beschreiben und mit Bildmaterial zu veranschaulichen. Jüngere Restaurierungen haben manches Kircheninnere tief einschneidend verändert, so Bargau, Oberbettringen und Herlikofen, während Lindach und Straßdorf Neu-St. Cyriak weitgehend erhalten blieben. Gerade bei katholischen Kirchen führten angebliche Bestimmungen der Liturgiereform, die es aber tatsächlich so nicht gab, zu oft radikalen Maßnahmen. So hat gut gemeintes, aber doch von Mode-Vorstellungen diktiertes und oft selbstherrliches Purifizieren des Kircheninneren ernüchternde Ergebnisse hinterlassen, die wehmütige Erinnerungen an frühere, jetzt zerstörte Einheitlichkeit eines Kirchenraums wecken.

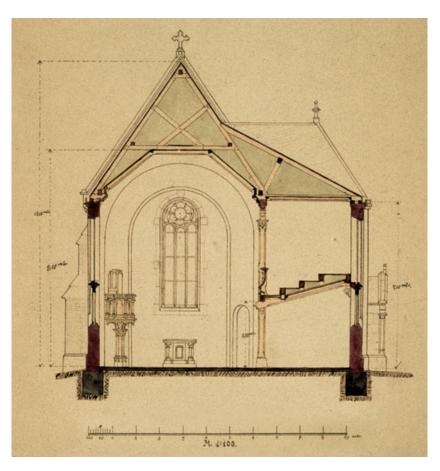


1 Schwäbisch Gmünd-Großdeinbach, evangelische Pfarrkirche, Westfassade des Neubaus von 1899/1900.

Um 1900 haben Fragen des Kirchenbauwesens im damaligen Oberamt Gmünd wie anderswo eine wichtige Rolle gespielt. Die Alternative "Kirchenerweiterung oder Neubau?" wurde durch starkes Bevölkerungswachstum und bei aller Industrialisierung durch Intensivierung des kirchlichen Lebens zum Problem. Die interne Diskussion wurde angefacht durch das Erstarken des Denkmal- und Heimatpflegegedankens und durch die Konfrontation von Anhängern des Historismus und denen der so genannten Moderne. Varianten am Ausgang des Historismus und erste innovative Planungen spiegeln bei ständiger Beeinflussung durch Auftraggeber (Pfarrer, Kirchenstiftungsrat), Kontroll- und Korrekturorgane (Kreisregierung, Oberamt, Diözesankunstverein bzw. evangelische Landeskirche, vereinzelt der Landesausschuss für Natur- und Heimatschutz) die Situation des Kirchenbauwesens im Kleinen gut wider.

Neubauten entstanden in Großdeinbach (Heinrich Dolmetsch 1899) und Bargau (Ulrich Pohlhammer 1905 bzw. 1911). Beide Architekten haben auch zwei charakteristische Erweiterungsprojekte entworfen und durchgeführt: Dolmetsch baute 1903 in Lindach ein neues Langhaus; Pohlhammer erweiterte 1913 Oberbettringen St. Cyriak mit einem neuen Chorraum. Dolmetsch hatte sich zu dieser Erweiterungsproblematik schon früh (1884) und eindeutig geäußert: "Bei Kirchenbauten muss eines gewissenhaften Baumeisters erstes Streben darauf gerichtet sein, die vorhandenen Bauteile möglichst zu erhalten und mit den neuen Anbauten organisch zu verbinden". Freilich gab es im aktuellen Fall Großdeinbach wegen des jämmerlichen Zustands und der Baufälligkeit der zu kleinen Kirche keine Gelegenheit zur Tat. Kurz vor dem 1. Weltkrieg wurden die Kirchen in Hussenhofen neu gebaut und in Herlikofen mit Altarraum und Turm vergrößert (August Koch 1913 bzw. 1912).

Lehrreich sind die vielfältigen Erweiterungspläne für Straßdorf seit 1892, die aber unausgeführt blieben, u.a. von Joseph Cades, Hugo Schlösser und Hans Herkommer. Letzterer konnte dann im Ort an anderer Stelle einen der ersten "modernen" Kirchenbauten in Württemberg erstellen, der in seiner Größe eigentlich nicht mehr zu den Dorfkirchen zu rechnen ist. In der Nachbarschaft des Gmünder Stadtgebiets sind weitere Beispiele anzutreffen: Genannt seien Waldstetten (1905/06 von Joseph Cades), Heubach St. Bernhard (1912 ebenfalls von J. Cades), Göggingen (1898 von H. Dolmetsch) und Wißgoldingen (1919 von Th. Bulling und H. Herkommer). In anderer Dimension – nicht die Größe, sondern die lange Dauer der Umplanung und der Bauzeit betreffend – sei noch die katholische Kirche von Degenfeld genannt, 1919 von A. Otto Linder geplant und erst ab 1934 nach völlig neuen Plänen desselben Architekten



ausgeführt. So können auf kleinem Raum bereits viele Lösungsmöglichkeiten im Kirchenbau um und nach 1900 mit individuellen Planungen und Ausführungen, mit jeweils eigenen Schicksalen und Zeitverschiebungen vor Augen gestellt werden. Sie alle zusammen ergeben kein statistisches Mittel und können nicht als exemplarisch für die Diözese Rottenburg bzw. die Evangelische Landeskirche Württemberg gelten. Aber sie zeigen als unmittelbare Nachbarn etwas von der Vielfalt und den Bemühungen dieser Zeit im Sakralbau, von der Individualität der Architekten und ihrer Entwürfe, von den Auseinandersetzungen der Vielbeschäftigten und noch kommenden "Stars" im Kirchenbau (Dolmetsch, Cades, außerhalb der Diözese Herkommer und Linder) und der übrigen sich redlich Mühenden.

Es mag Zufall sein, dass sich drei Architekten mit je einem Neubau und einer Erweiterung in so kurzer Aufeinanderfolge zur Betrachtung anbieten. Die Zeit- und Ortsnähe kommt aber doch nicht von ungefähr: Großdeinbach und Lindach waren als evangelische Pfarreien Nachbarn, denen sich der bereits bewährte Dolmetsch empfehlen konnte. Benachbart sind ebenso die katholischen Pfarreien Bargau und Oberbettringen, während Hussenhofen direkt zur Pfarrei Herlikofen gehört. Die beiden letzten Kirchen Straßdorf und Degenfeld wurden von Architekten betreut, die aus der Nähe stammten: Herkommer kam aus Schwäbisch Gmünd, Linder aus Weißenstein.

2 Schwäbisch Gmünd-Großdeinbach, evangelische Pfarrkirche. Bauplan mit Querschnitt durch das zweischiffige Langhaus, Blick zum Chor, H. Dolmetsch 1899.

3 Schwäbisch Gmünd-Lindach, evangelische Pfarrkirche (Nikolauskirche). Der Erweiterungsbau von 1903 nach Nord, rechts der spätgotische Chorbogen, Zustand 1999.





4 Schwäbisch Gmünd-Lindach, evangelische Pfarrkirche. Originaler Fußboden im Chorraum von 1902 nach Entwurf Büro H. Dolmetsch, im Mittelpunkt der delikaten, mittelalterlichen Mustern nachempfundenen Farbfliesen ein kleiner Löwe.

Die jeweils vorangestellte kurze Architekten-Biografie kann allerdings nicht Stilprobleme und allgemeine Umbruchsituation erklären. Hier müssen ein paar Hinweise genügen. Mit "Beharrung" wurde die Periode des Historismus etwa 1860 – 1900/05 charakterisiert, worauf der "Durchbruch" 1906 – 1914/18 im so genannten Heimatstil erfolgt sei. Damals zur Zeit des 2. deutschen Kaiserreichs entstehen unsere Erweiterungs- und Neubauten sicher in Kenntnis des ringsum Gebauten und Diskutierten, immer aber mit Rücksicht auf und gebrochen durch die lokalen Bedingungen. Erinnert sei im evangelischen Kirchenbau an Programme (Stichwort Eisenacher Regulativ 1861 und Wiesbadener Programm 1891) oder Diskussionsforen (Kongresse für den Kirchenbau des Protestantismus Berlin 1894 und Dresden 1906), an die vielfältige Tätigkeit des "Vereins für christliche Kunst in der evangelischen Kirche Württembergs" ab 1857 bzw. 1882 und sein Organ "Christliches Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus". Auch auf katholischer Seite sind Ansätze zur Diskussion auf Vereinsbasis und Publikationen ("Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst" ab 1893, mit "Die christliche Kunst" und "Der Pionier", in der Diözese Rottenburg der "Diözesanverein für christliche Kunst" seit 1852 mit dem Vereinsorgan "Archiv für christliche Kunst") bemerkbar, wobei beharrende Kräfte noch lang dauernd Wirkung entfalteten. So wurde in einem "Praktischen Handbuch der kirchlichen Baukunst" von Georg Heckner (Freiburg i.Br. 2. Auflage 1891, S. 16) festgestellt, dass die bestehenden Stile – gemeint waren der "romanische und der gothische" - für Neubauten ausreichten. Kardinal Antonius Fischer schrieb noch 1912 für seine Erzdiözese Köln in Richtlinien die beiden Stilarten für Kirchen verbindlich vor; Bischof Paul Wilhelm Keppler sträubte sich als Anhänger der mittelalterlichen Kunst gegen "moderne" Kirchenbauten. Welchen Einfluss die Erprobung und Anwendung neuer Baumaterialien wie Eisen und Glas, Beton und Eisenbeton ausübten, welche neuen liturgischen und künstlerischen Bestrebungen diskutiert und in Architekturformen übersetzt wurden, wäre eigens zu erörtern. Natürlich können dafür die kleineren Dorfkirchen nicht in dem Maß Kronzeugen sein wie die Großkirchen der Städte. Es ist jedenfalls eine denkwürdige Auf- und Umbruchzeit, deren bauliche Zeugnisse auch in Zeiten der Liturgiereform, kirchlicher Erneuerung und Rückbau-Überlegungen mehr Respekt und erhaltende Anerkennung als Beliebigkeit im Umgang und modische Modernisierung verdienen.

Kirchen(erweiterung) für Großdeinbach und Lindach von Heinrich Dolmetsch: Planung und Detailentwurf im "Heimatstil"

Zu Heinrich Dolmetsch (1846–1908) liegt mit der Arbeit von E. Pietrus (siehe Literatur und Aufsatz S. 88) reiches Material vor, weshalb auf diesen Beitrag verwiesen wird. Die Großdeinbacher Kirche als Neubau wie die Lindacher als Erweiterungsbau sind im sehr vielfältigen Schaffen Dolmetschs für die evangelische Landeskirche nur zwei Beispiele unter vielen, dennoch zeittypische, für die die Bezeichnung "Heimatstil" zutreffen mag.

Großdeinbach, nordwestlich von Schwäbisch Gmünd über dem Remstal gelegen, besaß als evangelischer Ort ein Kirchlein in Ortsmitte; es gehörte bis 1897 zu Lorch, dann wurde es eigene Pfarrei. Wegen des schlechten baulichen Zustands und der Kleinheit der alten Kirche legte man 1873 einen Fonds für einen Neubau an. 1884 datiert das eingangs zitierte Gutachten zur Erhaltung vorhandener Bauteile von H. Dolmetsch; die Großdeinbacher Kirche sei aber in einem so jämmerlichen Zustand, dass keinerlei "konservative Gedanken" in ihm Platz greifen könnten, die Lage keine Ausdehnung ermögliche und das Gotteshaus als baufällig zu bezeichnen sei. Bereits 1887 erstellte er Pläne mit Kostenvoranschlag für einen Neubau, 1899 wurden vom Evangelischen Konsistorium die Beschlüsse des Kirchengemeinderats, nach den von Dolmetsch entworfenen Plänen (Abb. 2) eine neue Kirche zu bauen, genehmigt. Inzwischen hatte Dolmetsch eine zweischiffige Kirche vorgeschlagen, eine Neuerung im Kirchenbau auch aus Gründen der "Verbilligung", für deren Erprobung er sich auf die gerade von ihm fertig gestellte Gögginger Kirche berief. Am 25.7. 1899 erfolgte die Grundsteinlegung, nachdem bereits im Juni die Bauarbeiten begonnen hatten, Einweihung am 6.9. 1900. Eine Innen- bzw. Außenrestaurierung fand 1962-64 bzw. 1999 statt.

Die neue Pfarrkirche konnte wegen Platzmangels nicht anstelle des alten Kirchleins entstehen. So entschloss man sich, auch ausdrücklich wegen des Blickpunkts für die Wege von südlich gelegenen Teilorten, für einen Bauplatz am südlichen Ortsrand. Das Abrücken von der Straße und die Bildung einer Grünanlage vor der Kirche wurden zum kleinen Zusatzproblem, da eigentlich der unmittelbare Zugang von der Straße erwünscht war. Der zweischiffige Kirchenbau mit kurzem eingezogenem Chor und Fassadenturm ist an Westund Südseite durch Turm und kleine Eingangsvorbauten (Abb. 1) gegliedert. Der hellgrau geschlemmte Ziegelbau zeigt sparsam abgesetzte Hausteinteile, rundbogige Blendfelder und Fenster, Strebepfeiler und überstehende Giebelmauern. Alle Türen wurden in Kupferblech 1962 erneuert.

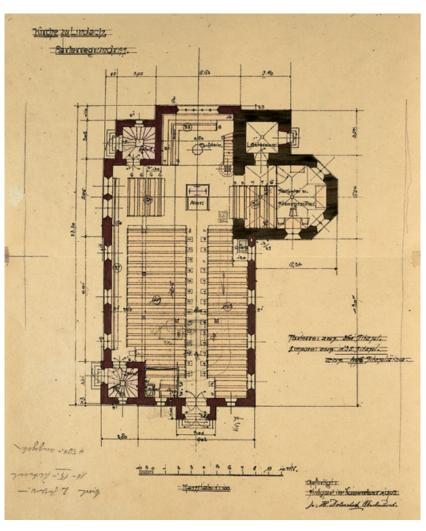
Innen sind die beiden ungleichen Schiffe, das südliche zwischen Turm und Sakristeiwand für die schräg ansteigende Empore dienend, mit einer sargartig geformten bzw. einer flachen, dunklen Holzdecke, der Altarraum mit Tonne versehen. Der Fußboden und die Emporenbrüstungen, diese ursprünglich mit reliefierten Docken belegt, wurden 1962 erneuert. Die inneren Schwingflügel der Türen blieben erhalten, gefeldert und verglast. Auch das Chorfenster von Gustav van Treeck, München 1900, blieb erhalten. In kräftigen Farben ist die Himmelfahrt Christi dargestellt. Holz-

kanzel und Taufstein, Orgel und Gestühl, Opferstühle und -büchsen sind noch original um 1900, der Altar von 1962 ist zu groß geraten.

In *Lindach* ist die evangelische Pfarrkirche St. Nikolaus das eigenwilligste und künstlerisch überzeugendste Erweiterungsprojekt von den drei
Dorfkirchen auf heutigem Gmünder Stadtgebiet.
Es wurde zwar das romanische Langhaus geopfert, von dem als Schmuckelemente zwei profilierte Kämpfer erhalten blieben, wohl alles, was
an Zierrat vorhanden war. Heute sind die beiden
Kämpfer innen am südlichen Chorbogenansatz
bzw. im Turmsockel auf dem Kopf stehend eingemauert, letzterer mit den maßgeblichen Kirchenbaudaten versehen.

Der gotische Chor und der Turm, 1524 bzw. 1483/84 datiert, blieben stehen. Die originelle Lösung zur Vergrößerung war die im rechten Winkel in Nord-Süd-Richtung angelegte neue Kirche (Abb. 3 und 5), für die der gotische Chor zur Sakristei umfunktioniert wurde. Das Projekt, halb erzwungen durch den zur Verfügung stehenden Freiraum, der in Richtung Westen bei alter Orientierung gefehlt hätte (vgl. die Lagepläne von 1831 und 1993 im Inventar), stellt souverän Neues zum Alten, bewahrt Proportionen und macht Anleihen beim alten Formenvorrat, um doch wieder ein ho-

5 Schwäbisch Gmünd-Lindach, evangelische Pfarrkirche. Grundriss 1902 von H. Dolmetsch, rechts oben der erhaltene spätgotische Chor mit Turm, Pfarrarchiv Lindach.



mogenes Neues zu schaffen. Die Abstufung des alten Chors mag im evangelischen Kultus als nicht so gravierend wie im katholischen empfunden worden sein, jedoch gibt es hier wie dort Beispiele für Umorientierungen oder totales Abbrechen.

Mit eingezogenem Rechteckchor und zwei Treppentürmchen, zweischiffigem Langhaus, Empore und kleeblattförmig gebrochener Gewölbetonne war ein vollständig neuer Bauteil zu erstellen. Die Türmchen deuten ihre praktische Funktion an und akzentuieren den Außenbau, ohne den Glockenturm in Bedrängnis zu bringen. Mit gotisierenden Fenstern und Gliederungen wird trotz der gesuchten Nähe zum Chor unverkennbar Neues vor Augen geführt.

Dolmetsch plante auch den Ausbau und die Ausstattung bis ins Detail. Der farblich und ornamental ansprechend gestaltete Plättchenboden im Chor (Abb. 4), die beschnitzten und bemalten Holzteile der Empore und Decke, die Schwingflügeltüren mit Flachschnitzereien und Buntgläsern, die hölzerne Abschlusswand einst für die Sakristei, jetzt unter der Empore, das "Chorleiternest" an der Orgelempore mit dünnen Standleuchtern, der neue Altar an zentraler Stelle, neue Kanzel und Taufstein (unter Schonung und Erhalt des alten!), die ausziehbaren Notsitze des Laiengestühls - das alles trägt zur Stimmigkeit des Raumes bei, die durch die jüngste Restaurierung 1982 bis auf wenige Eingriffe fast ungestört bewahrt werden konnte.

Die Vorgeschichte zum Erweiterungsbau ist lang und kompliziert. Hier sollen nur einige Schritte und ihr Scheitern kurz erwähnt werden. Ab 1861 wurde ein Neubau geplant, damals vermutlich ohne Gedanken an den Erhalt der alten Kirche. Bauinspektor Gottlieb Wilhelm Wepfer sah ihn südöstlich der alten Kirche vor. 1885 wurde Robert Reinhardt, Professor am Königlichen Polytechnikum Stuttgart, mit einer Neuplanung beauftragt. Er entwarf einen kreuzförmigen Bau anstelle des alten Langhauses. Ähnlich, nur schlichter war der darauf folgende Entwurf Conradin Walthers, Professor an der Kunstgewerbeschule Nürnberg, für dessen Ausführung sich noch Heinrich Dolmetsch einsetzte. Alle diese Neubau- oder Erweiterungsvorhaben unterblieben, vermutlich zunächst aus finanziellen Gründen. Erst der Entwurf von Dolmetsch 1902 bekam eine Realisierungschance, die bei der Restaurierung 1982 weitgehend respektiert wurde.

Kirchen(erweiterung) für Bargau und Oberbettringen von Ulrich Pohlhammer: Stilpluralismus und fremde Vorbilder

Ulrich Pohlhammer (1852–1926) erwähnt St. Jakobus in Bargau in einer Veröffentlichung über

seine eigenen Kirchenbauten wohl deshalb nicht, weil mit Einschränkungen bereits St. Michael in Kupferzell (1900), St. Antonius in Stuttgart-Zuffenhausen (1902) und St. Margareta in Salach (1904) den Grundtypus vorwegnehmen. Sein Kirchenoeuvre in Württemberg ist mit über zwei Dutzend Neubauten und ca.fünf Erweiterungen recht stattlich, hauptsächlich "mittlere und kleine Landkirchen", wie er es selbst nennt. Er variiert bei ihnen den Basilikalstil mit Dreischiffigkeit, eingezogenem Chor und Chorseitturm. Dabei kamen alle Stilarten in Varianten und Mischungen zur Anwendung. Schwäbisch Hall St. Joseph (1885) in gotischen oder Eislingen/Fils (1892/93) und Kupferzell in romanischen Formen sind trotz wechselnder Materialien und Details in ihrer Grundhaltung von nüchterner Sparsamkeit. Pohlhammer blieb mit seiner routinierten Typenwahl und der billigen Ziegelbauweise über lange Zeit dem allgemeinen Baubetrieb verpflichtet. In Neu-Ulm geboren, Schüler von Carl Friedrich Leins und Robert von Reinhardt, ist er mit der Stuttgarter St. Nikolauskirche 1895/96 bekannt geworden. In seiner rückblickenden Werkschau von 1920 betont er als Postulat "größte Einfachheit", "streng monumentale Haltung", "mit Grundrissen in knappster Form, aber mit klarer Gliederung der Baumassen". Wie weit Theorie und Praxis auseinander klaffen, wäre nur am Gebauten zu zeigen. Zeittypisch bedient er sich "in Zeiten der Demütigung und des Tiefstandes" eines Vokabulars, das an die "verborgene Volkseele" erinnert, "herausgeboren aus der Rassengemeinschaft und unbewusst und ganz von selbst als national sich manifestierend, ... auch wenn nicht völkische Eigenart vor allem deutlich erkennbar sein sollte". Dabei darf die "gemütvolle Innerlichkeit und Naivität ... der heimischen Bauweise als der unvergängliche Ausdruck völkischer Wesensart" nicht fehlen. Dies alles 1920.

Erweiterungen bestehender Kirchen gehen auf ihn zurück in Laudenbach St. Margareta 1893/95 und Altheim (Kr. Biberach) St. Nikolaus 1909 (Querhaus). Bezeichnenderweise nahm er in seinen Rechenschaftsbericht von 1920 auch verschiedene Studien zu Turmerhöhungen auf, so für fünf "gotische" Abschlüsse, während Laupheim (1902) barock, Aalen (1910) klassizistisch, Mögglingen (1919) in Renaissanceformen entworfen wurden. Bei den Erweiterungen ging es hauptsächlich um Sitzvermehrung, und so erscheint bei den Bildunterschriften neben Maßen und Kosten stets die Sitzplatzanzahl; bei Oberbettringen heißt es "Kirchenerweiterung um 500 auf 1000 Sitze".

In *Bargau* steht die katholische Pfarrkirche St. Jakobus der Ältere als stattlicher Sichtziegelbau am südlichen Ortsrand. Er hat bei der rheinischen Romanik Anleihen gemacht, wobei in der Massengliederung St. Elisabeth zu Stuttgart Pate gestan-



den haben dürfte, 1900 von Joseph Cades als Gewölbebasilika mit romanischer Dekorationsgliederung und Grundrisssystem von Maria Laach angelegt – Letzteres übrigens auf Wunsch (oder Befehl) Bischof P. W. Kepplers. Die dreischiffige flachgedeckte Säulenbasilika in Bargau mit östlichem Querhaus, drei Apsiden, Glockenturm an der Chornordseite, Treppentürmchen an der Westfassade (Abb. 6) ist mit Rundbogen- und Kreisfenstern gegliedert, die Fensterbankgesimse in hellem Kunststein, an den Seitenportalen grüne Zierfliesen. Der Turm endet mit charakteristischem Rhombendach.

Das Langhaus ist unterteilt durch je zwei geschwellte Granitsäulen mit unterschiedlich reliefierten Sandstein-Würfelkapitellen, Kreuzpfeiler für die vorgezogene Orgelempore, deren Glasbrüstung mit dem Orgelprospekt 1964 modisch erneuert wurde. Die Seitentüren sind durch kurze Anräume nach außen verlegt. Die Sakristei- und Turmtürblätter stammen mit ihren Flachschnitzereien und erneuerten Beschlägen wie die Tür zur Orgelempore mit Glaseinsatz noch aus der Bauzeit. Das Innere ist jetzt auf kahle weiß geputzte Wand- und Chordeckenflächen sowie dunkel gefärbte Holzleistendecke im Langhaus reduziert. Original sind nur noch der Fliesenboden, die Gestühlsblöcke und die Glasmalereien bis auf dieienigen in der Apsis.

Das Projekt eines Neubaus der Pfarrkirche, 1905 von Stadtpfarrer Harsch in Bopfingen erstmals vorgelegt, wurde von Baurat Ulrich Pohlhammer, Stuttgart, konkretisiert. Notwendig wurde er durch das Anwachsen der Pfarrgemeinde und den schlechten Bauzustand der alten Kirche. Die durch Bischof P. W. Keppler vom Diözesankunstverein mit Pfarrer Schöninger, Söflingen, erbetene Stellungnahme ist recht aufschlussreich für die zeitgenössische Einschätzung des Baus. Kritisiert wird am Entwurf vom Standpunkt der so genannten Heimatkunst aus, dass er "fast zu correct, nach klassischen Mustern des Rheinlandes von basenlosen Rundsäulen bis zur rheinischen Thurmhaube" sei und nicht in die Gegend passe. Gewünscht wird die Wuchtigkeit der alten Ostturmkirchen statt eines "ziemlich gezierten Dorfkathedralbaus", eine einschiffige Halle, auch eine Art Zentralbau, etwa nach dem Muster der Pauluskirche in Basel von Kuriel und Moser. Der Urheber des Bargauer Plans wird seiner Gestaltungsund Anpassungsgabe nach für fähig gehalten, einen derartigen Plan für katholische Kirchen nutzund fruchtbar zu machen. Resigniert endet Schöninger: Da aber die Gemeinde sich bereits entschlossen habe, wird der Vorschlag keinen praktischen Wert haben und die Bargauer sollen ihren "schönen, modischen, romanischen Bau" erhalten.

6 Schwäbisch Gmünd-Bargau, katholische Pfarrkirche St. Jakobus der Ältere. 1911 von U. Pohlhammer, Backsteinbau in Formen der rheinischen Romanik, Blick von Südwest.



7 Schwäbisch Gmünd-Oberbettringen, katholische Pfarrkirche St. Cyriakus. Chorraum der Erweiterung von U. Pohlhammer 1911 mit der Ausstattung bis 1947: Altar um 1885, Malereien 1929/31.

Der Kirchenbau wurde 1911 begonnen und noch im gleichen Jahr geweiht. Die Ausstattung hatte insofern Bedeutung, als sie zeitgenössische Bestrebungen Theodor Schnells, Ravensburg, weiterbildete und Teile des Hochaltars aus dem Atelier Johann Kaiser, Iggingen, bei der Ausstellung "Kirchliche Kunst Schwabens", Stuttgart 1911, Interesse gefunden hatten. Das ist seit der Restaurierung 1964 nicht mehr nachvollziehbar.

In *Oberbettringen* liegt die katholische Dorfpfarrkirche St.Cyriakus am südlichen Ortsrand an der Hangkante zum Strümpfelbachtal in unansehnlich bebauter Umgebung. Nur die Talseite mit freiem Hang und Bezug zum alten Pfarrhaus vermittelt noch einen Eindruck der früheren Situation. Die Kirche gibt sich mit spätklassizistischem Langhaus (1813) und neubarocker Chorerweiterung als Bau gleichermaßen des frühen 19. wie des frühen 20. Jahrhunderts zu erkennen. Ernüchternd wirkt nach mehreren Restaurierungen das Innere, dessen Kahlheit und Beliebigkeit anscheinend stets nur noch zunahm (Abb. 8).

Die alten Teile mit Westturm und Langhaus von 1813 erinnern an den so genannten Kameralamtsstil. Die Ostteile mit ihrer neubarocken Putzgliederung stammen von 1913, das Querhaus mit dem Langhaus unter gleich hohem kreuzförmigem Dach, die Seiteneingänge flankieren das Langhaus. Alle (Aluminium)-Türflügel und Glasoberlichter wurden 1969 erneuert. An der Nordseite mauerte man nachträglich ein Relief mit Blendmaßwerk und beschädigtem Christuskopf ein, wohl das spätgotische Sakramentshäuschen um 1500 mit den Erinnerungs-Jahreszahlen 1813/



8 Schwäbisch Gmünd-Oberbettringen, katholische Pfarrkirche St. Cyriakus. Inneres 1999 nach den Restaurierungen 1968/71 und 1987.

1913, ein beim Chorneubau aus dem Vorgängerbau stammendes und überflüssig gewordenes Detail in einer Art Verlegenheit außen an unpassender Stelle zur Geltung gebracht. An die südlich liegende Sakristei wurde 1971/72 ein Flachdachbau als neues Pfarrhaus angebaut.

Der kreuzförmige Innenraum ist im Westen (Turm-Erdgeschoss) als Vorraum durch einen modernen Emporenzugang verstellt, das Langhaus mit moderner Orgelempore und Beichtzimmer teilweise zugebaut. Das jüngere Querhaus zeigt quadratische, durch weit gespannte Korbbögen "ausgeschiedene" Vierung.

Um 1900 war man durch das Anwachsen der Pfarrei von 645 auf fast 1500 Seelen gezwungen, einen Neu- oder Erweiterungsbau zu planen. Der Kirchenstiftungsrat verständigte sich auf Letzteres, nämlich auf den Abbruch des Chores und seinen um ein Vielfaches erweiterten Neubau. Die Planung wurde Baurat Ulrich Pohlhammer, Stuttgart, übertragen. Damals stellte Pfarrer Schimmel den Antrag auf Erweiterung der Pfarrkirche. Die Kosten betrugen 7300 Mark. Bestätigt und gebilligt wurde dies durch eine eigens einberufene allgemeine Bürgerversammlung. Der Bau wurde noch im selben Jahr fertig gestellt, die Grundsteinlegung hatte am 6.4., die Weihe bereits am 13.11. 1913 stattgefunden. Teile der älteren Ausstattung (z. B. Hochaltar von 1885 mit barockem Tabernakel) wurden aus dem Vorgängerchor übernommen (Abb. 7). Erst viel später erfolgte die Ausmalung des Inneren, und zwar 1929/31 "im alten Stil" und mit "zusammengesuchten Bildern", was vom Bischöflichen Ordinariat Rottenburg nicht mitverantwortet werden konnte, da "wie vorgesehen jede Woche Bilder und Pläne sich ändern können". Die stuckierten Kämpfer-, Rippen- und Bogenrahmenprofile sowie die von Konsolen unterbrochenen Deckengesimse sind durch moderne Farbigkeit verunklärt, was einer 1968/71 stattgefundenen bzw. 1987 nochmaligen Innenrenovierung mit Reduzierung großer Teile der Ausstattung zuzuschreiben ist.

Kirchen(erweiterung) für Hussenhofen und Herlikofen von August Koch: Anpassung und nachträgliche Purifizierung

August Koch (1873–1958, ab 1935 in Garmisch-Partenkirchen) arbeitete als Kunstgewerbler und Maler, auch als Architekt. In Magdeburg geboren und an der dortigen sowie an der Berliner Kunstgewerbeschule ausgebildet als Schüler von Alfred Messel, dem Bahnbrecher moderner Waren- und Geschäftshausbauten, war er dann hauptsächlich in Stuttgart auf dem Gebiet der kirchlichen Innenarchitektur tätig. Werner Fleischhauer hat schon

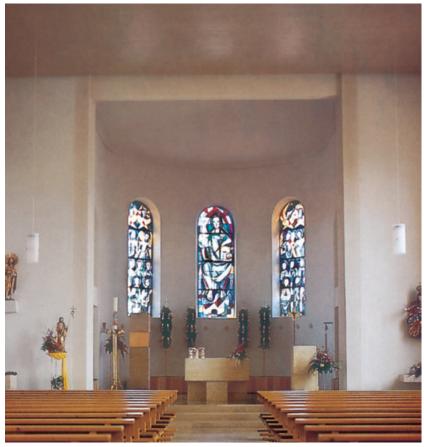
1927 sein "feinfühliges Anpassungsvermögen, ohne dabei auf selbständige künstlerische Formgebung zu verzichten" gepriesen. In Beuron, dann an der Stiftskirche Ellwangen mit Ausmalung und Ausstattung tätig, hat er um diese Zeit (1912/13–15) die Erweiterung von Oberdischingen, Neuausstattung von Oberdettingen und Hüttisheim entworfen und durchgeführt. Die Herrlikofer Kirche verdankt ihm eine einfühlsame architektonische Erweiterung, allerdings mit weitgehender Erneuerung der historistischen Ausstattung.

Hussenhofen bekam 1913 durch August Koch eine neue Kirche St. Leonhard, am westlichen Ortsrand an der Durchgangsstraße nach Aalen neben der Vorgängerkapelle gelegen. Diese war als Filiale seit 1823 zu Herlikofen, zuvor Iggingen gehörig, zu klein geworden. Der neue Saalbau schließt westlich mit abgeschrägten Ecken, östlich mit kurzem eingezogenem Altarraum, den seitlich davor Sakristeiräume flankieren. Im Außenbau zeigt ein Dachreiter mit achtseitiger Zwiebel den Chorraum an. Inzwischen bekam die katholische Gemeinde einen Neubau und verkaufte die Kirche an die evangelische Gemeinde. Innenrestaurierungen haben durch Abmauerung der Westteile und Zumauerung der Seitenaltarnischen das Innere stark verändert.

Herlikofen liegt nordöstlich von Schwäbisch Gmünd auf der Hochfläche über der Rems, ein Ort mit dominierender moderner Bebauung, an dessen Vergangenheit gerade noch die gekrümmte Führung der Hauptdurchgangsstraße erinnert. An deren nördlichem Ende steht die Kirche mit Friedhof, ein Bau im Kameralamtstil von 1835 mit strenger Giebelfassade etwas erhöht zur Straße. In ihrer stattlichen Erscheinung ist sie immer noch Mittelpunkt eines Ortes, dessen Hausbestand sich durchgehend zur Einförmigkeit entwickelt hat. Sie war von Bauinspektor Sulpiz Manz unmittelbar südlich der dann verschwundenen älteren Kirche errichtet worden und bekam 1912 einen um 8 m verlängerten Chor mit Turm durch August Koch. Ein bezeichnendes Gutachten des Architekten zum baulichen Zustand der alten Kirche befand, dass "ein Bestehen auf eine Dauer von wenigstens fünf Jahrhunderten angenommen werden kann ..." Die Erweiterung erfolgte in sicherer Proportionierung und mit großer Rücksicht auf den bestehenden Bau, sodass der Verlust des alten kleinen Chors und der dem Zeitcharakter des sparsamen Spätklassizismus widersprechende neue Turm der äußeren Erscheinung kaum abträglich geworden sind. Die neue Ausstattung orientierte sich bei vollständiger Auswechslung an der bisherigen. Dagegen hat die Purifizierung des Inneren um 1960 einen kahlen, eher belanglosen Kirchenraum hinterlassen, wie die Gegenüberstellung von zwei Innenansichten zeigt (Abb. 9 und 10).

9 Schwäbisch Gmünd-Herlikofen, katholische Pfarrkirche St. Alban. Inneres von 1913 bis ca 1960





10 Schwäbisch Gmünd-Herlikofen, katholische Pfarrkirche St. Alban. Inneres nach der Restaurierung 1985.

Neu-St. Cyriak für Straßdorf von Hans Herkommer: Bewahren und Gestalten am Beginn der "Moderne"

Hans Herkommer (1887–1956) war, als er den Straßdorfer Kirchenbau übertragen bekam, 27 Jahre alt und hatte seine Karriere als Architekt noch vor sich. Er wird, nach dem Architekturstudium an der Technischen Hochschule Stuttgart bei

Paul Bonatz und Martin Elsässer, Mitarbeiter des Städtischen Hochbauamts Dresden unter Stadtbaumeister Hans Jakob Erlwein, wo in der stürmischen Entwicklung einer Industriegroßstadt mit hohem baukünstlerischem Anspruch sehr viel geplant und gebaut wurde. Nach einem Aufenthalt in Chemnitz macht er sich zusammen mit Theodor Bulling, später dann allein, selbständig. Er entwarf und baute Kirchen, gleichzeitig mit Straßdorf die Michaelskirche in Saarbrücken (erst 1923 ausgeführt), die Erweiterung von Wißgoldingen 1919, in Frankfurt-Bockenheim 1928 die Frauenfriedenskirche.

Ganz so kompliziert wie bei letzterer war es dank der Verhältnisse in Straßdorf nicht gewesen. Es gab keinen Wettbewerb, sondern nur die Anforderung von Alternativvorschlägen für die Erweiterung der alten Kirche. Mit dem Straßdorfer Neubau hat die erfinderische Planung des Ganzen wie aller Details und das Gespür des jungen Architekten für gerade noch Zumutbares ein überzeugendes Gesamtkunstwerk kurz vor Beginn des 1. Weltkriegs entstehen lassen.

Die alte Pfarr- und heutige Friedhofskirche von *Straßdorf, Alt-St.Cyriak*, steht inmitten des Friedhofs am westlichen Ortsrand über dem Heuselbachtal südlich von Schwäbisch Gmünd. Sie hat eine vielfältige Bau- und Umbaugeschichte, deren genauere Daten hauptsächlich der Dendrochronologie verdankt werden. Vom Erstbau sind Teile im Chorturm von 1283/84 erhalten. Nach Brand gibt es einen Wiederaufbau 1477/79 des Turmhelms und des Langhauses, Chor und Sakristei entstanden 1514/15, Umbau des Langhauses 1735/36. 1864 und 1877–79 wurde die Kirche restauriert. Seit 1885 wurde eine Erweiterung dis-

kutiert. Vom September 1892 datieren dafür Pläne von Joseph Cades, Stuttgart, 1911 von Hugo Schlösser, Stuttgart, und Hans Herkommer, damals Dresden. Der Vergleich beider Entwürfe ist recht aufschlussreich: Unter Belassung des Chorturms und Polygonchors degradiert Schlösser die alten Bauteile zu einem seitlichen Kapellenannex einer dreischiffigen Basilika, während Herkommer die alten Chorteile als Altarraum beibehalten wollte und nur eine Langhausvergrößerung anstrebte.

Am 14. 2. 1913 beschloss der Kirchenstiftungsrat, von einer Erweiterung abzusehen, die alte Kirche ganz abbrechen und an ihrer Stelle eine neue bauen zu lassen, wogegen der Landeskonservator und der Landesausschuss für Natur- und Heimatschutz intervenierten. Am 27. 2. 1913 kamen deren Vertreter und übergaben ein Gutachten, in dem ausführlich die Erhaltungsabsichten ausgebreitet wurden. Wegen der Bedeutung für die Geschichte der Denkmalpflege und der erfolgreichen Lösung des Kirchenneubaus sei aus diesem Gutachten kurz referiert. Eingehend sind der landschaftliche Charakter und die Harmonie des Fernbilds, sind die malerischen Bilder mit Umriss, Massengliederung und Maßverhältnissen erörtert. Der geschlossene Aufbau wird trotz der zweiperiodischen Baugeschichte hervorgehoben; die Kirche sei ein mustergültiges Beispiel einer schönen, alten, schwäbischen Dorfkirche. Im Falle eines Umbaus würde die einheitliche Wirkung des gedrungenen Turms, der in vorzüglichem Verhältnis zu Schiff und Chor stehe, Not leiden. Bei Anbau eines größeren Schiffes würde die Erhöhung des Turmes notwendig, was wegen Mangelhaftigkeit der Fundamente bedenklich erscheine. Bauund Schmuckteile im Inneren bildeten eine wertvolle künstlerische Einheit und müssten, aus ihrer Umgebung herausgerissen und in eine moderne Kirche verpflanzt, an Wirkung erheblich verlieren. Fazit: Das Kirchlein solle in völlig unverändertem Zustand erhalten bleiben. Nachdrücklich war vom Landeskonservator darauf hingewiesen worden, einen Neubau auf einem von der alten Kirche ziemlich entfernten Platz zu erstellen und ihn modern zu gestalten ohne Einbuße des sakralen Charakters. Somit hatten die Denkmalpflege und der Heimatschutz an der Entstehung des neuen, ungewöhnlichen Kirchenbaus entscheidenden Anteil.

Nachdem das Gutachten dem Bischöflichen Ordinariat vorgelegt und dort positiv aufgenommen worden war, entschloss man sich, die alte Kirche zu erhalten und in einiger Entfernung einen größeren Neubau zu errichten. Das Erhaltungsgebot für die alte Kirche und die Flexibilität der Kirchengemeinde, zugunsten eines Neubaus zu entscheiden, ermöglichte eine konsequente Problemlö-

sung. Nach Restaurierungen 1960 und wieder 1989–1992 steht die alte Straßdorfer Pfarrkirche wie eh und je als Musterbeispiel einer mittelalterlichen Dorfkirche vor Augen, ohne dass man ahnen könnte, wie gefährdet sie dereinst war.

Man suchte und fand einen Bauplatz für die Kirche Neu-St. Cyriak am südlichen Ortsrand, der von Otto Graf von Rechberg günstig erworben werden konnte. Gleichzeitig fand man in Hans Herkommer einen jungen begabten Architekten, den zu beauftragen sicher ein Wagnis war. Es ist der Aufgeschlossenheit des Ordinariats, des damaligen Pfarrers (Rupert Fimpel) und des Kirchenstiftungsrats zu verdanken, dass diese großzügige Lösung auf Anregung von Denkmal- und Heimatpflege verwirklicht werden konnte, die keineswegs selbstverständlich war und sicher gegen einen Teil der Bevölkerung und nicht zum Wohlgefallen des Bischofs durchgesetzt werden musste. Herkommer hat einen markanten Kirchenbau entworfen, der bereits in Teilen für die Erweiterung der alten Kirche grundgelegt war, sich aber

11 Schwäbisch Gmünd-Straßdorf, katholische Pfarrkirche Neu-St. Cyriak von H. Herkommer 1913, Westfassade (1996).



jetzt erst frei entfalten konnte. Es war für die Diözese etwas vollständig Neuartiges, Einzigartiges, wie es zeitgenössisch heißt, das laut Walter Klein, dem Direktor der Fachschule für Edelmetall-Industrie in Schwäbisch Gmünd, wie ein Fanfarenstoß wirkte. Trotz einiger schmerzhafter Änderungswünsche durch die Regierung des Jagstkreises in Ellwangen konnte der Abschied vom

Historismus in der Diözese Rottenburg eingeleitet werden, auch wenn Bischof P. W. Keppler als Anhänger der gewohnten Stilanleihen nicht allzu viel davon halten mochte.

Die Freistellung der Kirche sollte damals nicht ohne städteplanerische Grundlage erfolgen. Es gibt einen Lageplanentwurf (Ideenskizze), auf dem Rathaus, Schulhaus und neues Pfarrhaus mit



12 Schwäbisch Gmünd-Straßdorf, katholische Pfarrkirche Neu-St. Cyriak. Inneres nach Ost 1996.

einer Reihe von Siedlungshäusern zusammen dargestellt sind. Bis auf das Rathaus gegenüber blieb das Übrige ungebaut. Der Kirchenbau steht als Solitär am Ortsrand, bis heute wohl erhalten, 1984/88 mit einem sich bewusst absetzenden neuen Sakristeianbau versehen, im Inneren 1964 etwas verändert (Glasmalereien, Orgel, Beleuchtung) nach Empfehlungen des Kunstvereins mit Pfarrer Erich Endrich. Die Bedeutung des Baus war 1964 durchaus bekannt, sein Zustand sollte aus "baugeschichtlichen, künstlerischen und Pietäts-Gründen" bestehen bleiben. Dennoch verfuhr man inkonsequent: Eine Aufhellung des dunklen Chors sei notwendig, die farbige Behandlung des Langhauses und eine Neuverglasung durch Wilhelm Geyer, Ulm, der die künstlerische Beratung innehatte, wurden empfohlen. Der Hochaltar solle durch Wegnahme der Anrichten vereinfacht, das Chorfenster bis zum Boden geöffnet werden. Die Kirche wurde "freundlicher" gestaltet und musste Einbußen an Originalsubstanz hinnehmen. Jedoch halten sich die Verluste in Grenzen, die wichtigeren Ausstattungsteile haben allen Gefährdungen bis heute standgehalten.

Von außen gibt sich die Kirche deutlich als Vertreter der damals (1913) modernen Kunstrichtung zu erkennen in der Zusammenfügung einzelner Baukörper und Anwendung neuer Detailformen. Turm, Langhaus und Chorpartie stehen in spannungsvoller Proportionierung zueinander, wobei vor allem das steile, in niedriger Traufhöhe ansetzende Dach auffällt, wie insgesamt die Maßverhältnisse einer "Dorfkirche" übersteigert werden. Der Turm an der Südwestecke überragt den First des Langhauses um das Doppelte, die Westfassade ist mit Vorhalle, Reliefzier, Türen sorgfältig gestaltet (Abb. 11). Der Chor wird mit der Staffelung verschiedener Dachansätze ebenfalls als Schauseite geformt. Die sorgfältige kunsthandwerkliche Ausführung aller Details belegen noch die Fallrohre mit typischer Knickung und Ausformung der Wasserkästen.

Das dreischiffig mit schmalen Seitengängen angelegte Langhaus ist mittig von einer Tonne überwölbt (Abb. 12). Vor dem breiten Chorjoch sind querhausartige Flügel als Lichtraum gedacht vor dem durch glühende Malerei feierlich entrückten Altarpolygon, dessen Hochaltar-Gestaltung mit einem Christkönig (Abb. 13) ebenso befremdlich gewirkt haben muss wie die anfänglich geplante Füllung des Altars mit einem Glasgemälde, das durch Tageslicht bzw. nächtens durch elektrische Beleuchtung hätte wirken sollen. Schließlich tragen Kassettierung und Musterung der Tonnen über Chor und Orgelempore, sorgfältige Gestaltung des Windfangs und der Altäre, Kanzel und Taufe, Gestühl und Leuchter (Abb. 14) viel zum einheitlichen Erscheinungsbild des Inneren bei.



13 Schwäbisch Gmünd-Straßdorf, katholische Pfarrkirche Neu-St. Cyriak. Hochaltar mit Mosaik-Christkönig in Holzaufbau mit Metall- und Glaseinlagen um 1914.

Am 3.7. 1913 hatte Herkommer das Projekt mit Kostenvoranschlag über 170 000 Mark vorgelegt (die tatsächlichen Kosten betrugen schließlich 182 000 Mark). Bereits am 20. Juni hatte der Landesausschuss für Natur- und Heimatschutz das Projekt begutachtet und für vorteilhaft gehalten. Am 21.7. Beschlussfassung zum Bau, 11.8. erster Spatenstich, 14.9. Grundsteinlegung. Am 24.3. 1914 war der Rohbau fertig gestellt, und am 17. 2. hatte der Kirchenstiftungsrat schon die sofortige Ausmalung der Kirche beschlossen, 27.5. 1915 Weihe. Die Anwendung moderner Materialien und ihr Vorzeigen (Kunststein), die farbige Einstimmung, die Beauftragung verschiedener Künstler und Kunsthandwerker mit der Ausstattung (Hans Kaiser und Alois Schenk mit den Malereien, Plastik Karl Deibele, Bernhard Bleeker, München, und Alexander Höfele, Dresden; Wandteppiche der Kunstgewerbeschule Stuttgart, Metallarbeiten aus Gmünder und Waldstetter Werkstätten kamen hinzu, sodass dank eines Architekten, der selbst neue Wege beschritt und junge Künstler einbezog, ein überraschend einheitlicher Bau entstehen konnte.

Die katholische Filialkirche für Degenfeld von Otto Linder: Eine lang dauernde Baugeschichte

A.(lbert) Otto Linder (1891–1976) war Schüler von Paul Bonatz und dann bei Clemens Hummel tätig gewesen. Er hatte damals (1934) schon 26 Kirchen, u.a. Zentral-Rundbauten, verwirklichen

können: Marien-Pfarrkirchen in Baienfurt 1925/27 und Süßen 1927/29, Herz-Jesu-Kirchen in Mühlacker 1924/25 und Pforzheim 1928/29, die Heiligkreuzkirche in Bludenz ab 1931, St. Theresia in Rheineck ab 1932, die Herz-Jesu-Kirche in Ratibor, in Bau seit 1933.

Degenfeld liegt im südlichsten Zipfel des Stadtgebiets von Schwäbisch Gmünd hinter dem "Furtlepass" am sog. Kalten Feld mehr ins Lauter- und Fils- als ins Remstal orientiert. Die Kirche Mariä Namen und St.Bernhard liegt auf der ehemals rechbergischen "katholischen" Gemeindeseite nahe dem südöstlichen Rand des alten Dorfetters, der Hangrichtung folgend nach Südost orientiert. Die Chorturmkirche von 1935 wurde als schlichter Satteldachbau in Beton errichtet, verkleidet mit Jura-Findlingen, die durch bewundernswert ökumenische Praxis der Bewohner gesammelt worden waren. Fenstergruppen mit der Farbverglasung von 1935 (Abb. 15) gliedern die Seitenfassaden, am Turm zwei schmale Blindfarbfenster seit der Abmauerung 1978.

Das Innere hat durch die mittig in die Dachzone emporgehobenen Deckenbalken den Charakter einer stützenlosen Stufenhalle. An den Chorwänden sind die vier Evangelisten in roten Umrisslinien dargestellt von Alois Schenk, Schwäbisch Gmünd, an der Stirnseite eine Kreuzigungsgruppe von Emil Sutor, Karlsruhe. Die alte Farbigkeit auf felderweise gegliederten Putzflächen war ein Lasuranstrich in hellem Orangegelb, der im Chorraum leicht "anschwoll", durch die Restaurierung 1978 verloren gegangen.



14 Schwäbisch Gmünd-Straßdorf, katholische Pfarrkirche Neu-St.Cyriak. Ewiglichtampel um 1914.

1910 war ein Kapellenbau-Verein gegründet worden, der den Baubeginn 1919 beschloss und sich wie später noch mit hohen Eigenleistungen der Bevölkerung beteiligte. Maßgeblich für den Bau der damals zur Pfarrei Weißenstein gehörigen Filialkirche waren Pfarrer Josef Mühleisen und der aus Weißenstein gebürtige, in Stuttgart tätige Architekt A. Otto Linder. Die ersten Pläne sahen (zusammen mit dem neuen Schulhaus) eine Chorturmkirche in barockisierenden Formen vor. Es erfolgte noch die Fundamentlegung, dann stockte der Bau. Nach vergeblichem zweitem Anlauf 1924 kam es erst 1934 zum Weiterbau unter völlig neuen Planvorgaben, Weihe 1935.

1910 erwartete man noch einen malerischen und bodenständigen Bau; diesem Wunsch wurde, sparsam und Identität stiftend zugleich, mit den auf dem Kalten Feld gesammelten "Findlingen" für die Außenhaut und dem einfachen Grundriss als Chorturmkirche entsprochen. Ferner sollte das katholische Pendant zur alten evangelischen Kirche, eingebunden in die Landschaft, entstehen. Als Frühwerk Otto Linders in Neubarockformen entworfen und aufgrund späterer eigenhändiger Überplanung mit zeittypischen Elementen der 30er Jahre fertig gestellt, ist die Kirche bei aller Bescheidenheit auch Zeugnis für die Entwicklung eines als "modern" geltenden Architekten, dessen Büro noch die Restaurierung nach dessen Tod betreute.

Bemerkenswert ist, wie in Degenfeld trotz Sparzwängen und bereits 1919 festgelegtem Grundriss dann zeittypische Elemente einfließen konnten. Zur Innenraumgestaltung wie zur Ausstattung mit Gerät haben bei aller Sparsamkeit bedeutende Künstler/Kunsthandwerker beigetragen. Der einst überzeugende Raum ist erst durch die Modernisierung 1978 empfindlich gestört worden.

Die Degenfelder Kirche entstand zwar viel später als die oben behandelten Kirchen, ist aber als kleines, entwicklungs- und lehrreiches Beispiel wertvoll genug, um in diesem Zusammenhang gewürdigt zu werden. Auch bei ihr, die erst spät als Denkmal (an)erkannt wurde, hätte vielleicht die rechtzeitige Kenntnis ihrer Geschichte und ihres Wertes, wie es die Denkmalpflege mit dem großen Inventar versucht, das Modernisierungsungestüm dämpfen können.

Literatur:

Richard Strobel, Die Kunstdenkmäler der Stadt Schwäbisch Gmünd (= Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg, hg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg) München, Berlin 2003, Band I S. 92–93 und Band IV, S. 268ff. (enthält alle Materialien zu den einzelnen Kirchen, weitere Planabbildungen und Fotos).

Zu den Architekten jeweils kurze Artikel in Thieme-Becker, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler, Band 16 (1923) S. 478–479 (zu Hans Herkommer von Völter), Band 21 (1927) S. 67 (zu August Koch von W. Fleischhauer), Band 27 (1933) S. 192 (zu Ulrich Pohlhammer); Vollmer, ... Künstler des XX. Jahrhunderts Band 3 (1956) S. 236 (zu A. O. Linder); Saur, Allgemeines Künstler-Lexikon Band 28 (2001) S. 348 (zu Heinrich Dolmetsch von E. Pietrus), ersetzt Artikel in Thieme-Becker Band 9 (1913) S. 395.

Ellen Pietrus, Die Kirchenrestaurierungen von Heinrich Dolmetsch um 1900. "Wiederherstellung" versus "künstlerische Ergänzung" – Ein Paradigmenwechsel in der Denkmalpflege?, ungedruckte Dissertation Hannover 2003.

Pohlhammer (Ulrich), Katholische Kirchen in Württemberg. Bauten und Entwürfe des Architekten Baurat Ulrich Pohlhammer in Stuttgart, Deutsches Volksblatt Stutgart 1920.

Marina Lehmann, Das Werk des Architekten Hans Herkommer (1887–1956) und sein Bezug zu den Strömungen der deutschen Architektur in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts, Dissertation Mainz 1990.

Walter Klein, Reg.-Baumeister Hans Herkommer, in: Gmünder Kunst der Gegenwart (= Gmünder Kunst Band IV) Stuttgart 1924, S. 23–48, hier S. 24–26. Zum späteren Schaffen H. Herkommers vgl. Julius Fekete, Die Michaelskirche in Stuttgart-Sillenbuch von Hans Herkommer. Der katholische Kirchenbau der frühen 50er Jahre in Württemberg, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes 16 (1986) S. 209–214 mit Literatur.



Eugen Ehmann, A. Otto Linder, Neue Kirchenbauten (= Architektur der Gegenwart Band I), Hannover, Stuttgart 1926.

Allgemein:

Gerhard Langmaack, Evangelischer Kirchenbau im 19. und 20. Jahrhundert, Kassel 1971.

Hugo Schnell, Der Kirchenbau des 20. Jahrhunderts in Deutschland, München, Zürich 1973.

Barbara Kahle, Deutsche Kirchenbaukunst des 20. Jahrhunderts , Darmstadt 1990.

15 Schwäbisch Gmünd-Degenfeld, katholische Kirche Mariae Namen und St. Bernhard von A. O. Linder, Glasfenster von Jahn und Gaiser, Stuttgart 1935.

Dr. Richard Strobel Werastraße 4 70182 Stuttgart



Kirchenausstattungen von Heinrich Dolmetsch

Vom Umgang mit Raumfassungen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts

Über die Arbeiten von Heinrich Dolmetsch (1846–1908), einem für das ausgehende 19. und das beginnende 20. Jahrhundert bedeutenden Kirchenbauarchitekten in Württemberg, liegt bislang keine monografische Untersuchung vor. Die Dissertation der Autorin wird demnächst diese Lücke schließen. Der folgende Beitrag geht auf die von Dolmetsch geschaffenen Kirchenausstattungen und auf den Umgang mit diesen Raumfassungen ein. Nach einer Phase der Übermalungen, Abschlagungen und noch weiter gehender Zerstörungen in den 1950er und 1960er Jahren ist seit den 1980er Jahren eine Phase der Neubewertung eingetreten. Doch nicht immer erfolgen Instandsetzungsmaßnahmen nach den Maßgaben der Denkmalpflege.

Ellen Pietrus

Heinrich Dolmetsch war am Ende des 19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts einer der meist beschäftigten Kirchenbauarchitekten im ehemaligen Königreich Württemberg. Während seiner nahezu drei Jahrzehnte umfassenden freiberuflichen Tätigkeit sanierte, restaurierte und erweiterte er rund 100 Kirchen, weitere 50 begutachtete er. Demgegenüber nimmt sich die Zahl der von ihm vollständig neu errichteten Kirchen gering aus: Lediglich 17 Kirchen- und Kapellenbauten sind hier

zu nennen. Dass Dolmetsch angesichts dieser großen Zahl an Restaurierungs- und Neubaumaßnahmen in zahlreichen Nachrufen 1908 als einer der bekanntesten Kirchenbaumeister des Landes gewürdigt wurde, verwundert nicht. Wie verhält es sich aber mit der künstlerischen Qualität seiner Kirchenausstattungen vor dem Hintergrund der Quantität seiner Arbeiten? Und inwieweit ist die Qualität seiner Arbeiten am Bestand überhaupt noch nachvollziehbar?



1 Herrenalb (Kreis Calw), evangelische Pfarrkirche (1903 restauriert), Inneres nach Westen (Aufnahme 2003).

Ausstattungsgegenstände "nicht musterkartenartig herstellen"

Dolmetschs Tätigkeit als Architekt blieb auf das Gebiet des Königreichs Württemberg beschränkt. Wettbewerbsteilnahmen, etwa für den Neubau der evangelischen Kirche in Lichtental bei Baden-Baden und für die Markuskirche in Plauen, brachten nicht den gewünschten Erfolg. Mit nur einer Ausnahme, der Neuerrichtung der Südportalvorhalle an der Heilig-Kreuz-Kirche in Rottweil, arbeitete Dolmetsch ausschließlich für evangelische Kirchengemeinden. Damit lässt sich bei ihm eine starke konfessionelle Bindung erkennen, die auch bei vielen zeitgleich auftretenden Architekten, beispielsweise Josef Cades auf katholischer und Theophil Frey auf evangelischer Seite, zum Tragen kommt. Dass der Architekt der "richtigen" Konfession anzugehören habe, war vor allem ein Anliegen der jeweiligen Bauherrn. In Dolmetschs Fall gehen mit Ausnahme des genannten Rottweiler Beispiels sämtliche Aufträge auf die Vermittlung des Vereins für christliche Kunst zurück. Dolmetsch war Mitglied in dem Ausschuss des Vereins seit 1878. Die dem Ausschuss angehörenden "Techniker" hatten die Aufgabe, Kirchengemeinden bei einer bevorstehenden "Restauration" ihres Kirchengebäudes zu beraten mit dem Ziel, das "große Erbübel zweier Jahrhunderte", das nicht nur billig, sondern "auch unecht und schlecht lautete", auszumerzen, wie es im Vereinsorgan 1882 hieß. Bis 1892 hatte Christian Friedrich Leins die führende Rolle in diesem technischen Ausschuss inne, nach seinem Tod übernahm Dolmetsch die leitende Position. Die Bedeutung dieses Amts für Dolmetschs berufliches Wirken kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Tatsächlich "boomte" nach 1892 sein Büro in einem Maße, dass er mitunter bis zu zehn Kirchenbauprojekte gleichzeitig bearbeitete, was häufig zu Verzögerungen im Bauablauf und demzufolge zu Unmut bei den Bauherrn führte. Die von ihm immer wieder beklagte Arbeitsüberlastung, die gelegentlich mit einem eklatanten Gehilfenmangel einherging, brachte es mit sich, dass er in seiner Not schon mal zu einer Art "Fließband"-Arbeit griff. Im Fall der Kirchenrestaurierung in Unterjesingen entschuldigte sich Dolmetsch 1893, die für die Ausschreibungen erforderlichen Detailzeichnungen nicht mehr parat zu haben, da er "einen Teil derselben für Heumaden benützt habe" in Anbetracht des raschen Entschlusses der dortigen Gemeinde, die Kirche noch im selben Jahr umbauen zu lassen. Diese Aussage Dolmetschs enthält eine gewisse Brisanz vor dem Hintergrund seines Diktums, die Zeichnungen für die einzelnen Ausstattungsgegenstände "nicht musterkartenartig herzustellen". Entgegen seinem Anspruch ließ Dolmetsch



für die Kirchenneubauten in Großdeinbach (Abb. 2) und in Lehrensteinsfeld (Abb. 3) sowie für den Kirchenumbau in Roigheim (Abb. 4) nahezu identische Kanzeln fertigen. Einen weiteren Beleg für ein fließbandartiges Arbeiten stellen die Kirchenbänke in zahlreichen Kirchen dar, stellvertretend sei hier das Beispiel in Beuren genannt (Abb. 5). Da bei den Bänken im Gegensatz zu den Prinzipalstücken die Bequemlichkeit im Vordergrund stand, machte sich Dolmetsch nicht die Mühe, eine einmal entwickelte ergonomische Form der Rückenlehne und eine in stilistischer Hinsicht vielseitig verwendbare Wangenform jedes Mal neu zu entwerfen (siehe auch die Abbildungen der Gestühlwangen in Großdeinbach und in Lindach im Großinventar Schwäbisch Gmünd, Bd. IV, S. 329 und S. 362).

Von diesen wenigen Ausnahmen abgesehen folgte Dolmetsch in weiten Teilen der erwähnten Prämisse. In diesem Vorgehen, sämtliche Ausstattungsgegenstände eigenhändig zu entwerfen, findet

2 Großdeinbach (Stadt Schwäbisch Gmünd, Ostalbkreis), evangelische Pfarrkirche (1899/1900 erbaut), Inneres nach Osten (Aufnahme 2001).

Dolmetschs ausgeprägtes Interesse an kunstgewerblichen Arbeiten seinen Niederschlag. Schon 1886 bzw. 1887 hatte Dolmetsch mit der Herausgabe der Musterbücher "Japanische Vorbilder" und "Der Ornamentenschatz" große Aufmerksamkeit des Fachpublikums und einen Verdienstorden des Königs errungen. Inwieweit allerdings der Begriff "eigenhändig" in diesem Zusammenhang das Richtige trifft, darüber können auch nach ausführlichem Studium der Quellen keine eindeutigen Aussagen getroffen werden. Zahlreiche Schriftstücke belegen, dass Dolmetsch regelmäßig Beträge für den Entwurf von Ausstattungsgegenständen in Rechnung stellte. Ob es sich dabei um eigenhändige Entwürfe oder um Arbeiten seiner Angestellten handelt, lässt sich nicht feststellen. Da sich mit Ausnahme für die Umgestaltung der Marienkirche in Reutlingen keine Detailzeichnungen erhalten haben, kann das Planmaterial zur Beantwortung dieser Frage nicht herangezogen werden.

Dolmetschs Anspruch hat somit eine seiner Wurzeln in dem erwähnten, sehr persönlichen Inter-

3 Lehrensteinsfeld (Kreis Heilbronn), evangelische Pfarrkirche (1902/03 erbaut), Inneres nach Norden (Aufnahme 2000).



esse am Kunstgewerbe. Als eine andere Wurzel kann die vom Verein für christliche Kunst propagierte Rückkehr zu einem der "kirchlichen Form und Würde angemessenen" Sakralbaustil ausgemacht werden. Nachdem nach Ansicht des Christlichen Kunstblatts "fast überall Sinn und Verständnis für das Schöne und Echte" verschwunden war, bedurfte es einer Schulung der Auftraggeber in Fragen des Geschmacks und des Stils. Dolmetsch suchte dieser Aufgabe zu entsprechen, indem er vor Beginn einer Kirchenrestaurierung der Gemeinde einen Maßnahmenkatalog vorlegte, der sämtliche Bereiche umfasste: Er beinhaltete konservatorische Maßnahmen, die einen Erhalt der Bausubstanz zum Ziel hatten, funktionale Maßnahmen, die eine Neuanordnung der Prinzipalstücke, des Gestühls, der Emporen, der Treppenhäuser und der Eingänge umschlossen, und schließlich ästhetische Maßnahmen, die zumeist auf eine vollständige Neuausstattung des Kirchengebäudes abzielten. Diesem Vorgehen lag die Überzeugung zugrunde, dass nur ein einheitlicher Gesamtplan ein einheitliches Erscheinungsbild ergeben könne. Im Sinne des Historismus verfuhr Dolmetsch dabei bis nach der Jahrhundertwende in stilpurifizierender Weise. Dies führte häufig zu einer Zerstörung einzelner Ausstattungsteile, wie etwa von Bänken, Taufsteinen und Decken, oder zu einer Übermalung mittelalterlicher Wandmalereien. Erst nach 1903 lässt sich bei Dolmetsch eine vorsichtige Revidierung dieser Haltung beobachten: In diesem Jahr integrierte er beispielsweise den aus dem 18. Jahrhundert stammenden Taufstein in den Kirchenneubau in Lehrensteinsfeld.

Sicherung eines einheitlichen Erscheinungsbilds

Die Qualität der Ausstattungen suchte Dolmetsch zu sichern, indem er in umfassender Weise Kunsthandwerker an der Bauausführung beteiligte. Zu diesen gehörten der Hofdekorationsmaler Eugen Wörnle, der Kunstmaler Theodor Bauerle und der Bildhauer Karl Lindenberger sowie die Glasmalereianstalt Gustav van Treeck in München. Lediglich die Maurer-, Schreiner-, Schlosser- und Flaschnerarbeiten, die auf die ästhetische Wirkung des Kirchengebäudes keinen unmittelbaren Einfluss hatten, ließ Dolmetsch durch ortsansässige Handwerker ausführen. Dieses Vorgehen zeigt deutlich, dass Dolmetsch der künstlerischen Ausgestaltung des Innenraums eine höhere Bedeutung beimaß als der Ausführung des eigentlichen Außenbaus. Die allmähliche Abwendung vom kostenintensiven Hausteinbau und die Hinwendung zu dem kostengünstigeren Bau aus Dopfersteinen (Kunststein aus granulierter Hochofenschlacke) und



4 Roigheim (Kreis Heilbronn), evangelische Pfarrkirche (Schiff 1902 neu erbaut), Inneres nach Osten (Aufnahme 2000).

schließlich zu dem vergleichsweise kostengünstigen Putzbau rührt unter anderem aus der Überlegung her, lieber am Außenbau Einsparungen vorzunehmen als bei der Innenausstattung auf eine qualitätvolle Ausgestaltung zu verzichten.

Der Kunsthistoriker Cornelius Gurlitt beklagte noch 1906 in Bezug auf das kirchliche Kunstgewerbe, dass es bei Kirchenbauten "die Regel sei, dass für die Dinge, die zur letzten Vervollkommnung im Schmucke des Gebäudes gehörten, kein Geld mehr übrig bleibe". Dolmetsch kann in dieser Beziehung als eine rühmliche Ausnahme von der Regel angesehen werden. In zahlreichen Berichten und Notizen anlässlich von Dolmetschs Tod wird dessen Stärke im kunstgewerblichen oder, anders formuliert, im "dekorativen" Bereich hervorgehoben. So hob der Pfarrer der Markusgemeinde in seiner Rede hervor, "mit hingebender Liebe und Treue habe der Verstorbene in seinen Werken alles bis ins Kleinste durchgearbeitet und ausgedacht" ("Schwäbische Kronik" vom 28. Juli 1908).

"Rückbau" in den 1960er Jahren

Anhand einer Auswahl von Beispielen soll die künstlerische Qualität von Dolmetschs Kirchenausstattungen illustriert werden. Dabei soll das Augenmerk auf die "Komplettausstattungen" gerichtet werden, die der Architekt zumeist, wie bereits gesagt, anstrebte. 1880 hatte sich Dolmetsch mit einem eigenen Büro selbständig gemacht; doch vor 1887 gelang es ihm in keinem Fall, einen seiner Gesamtpläne zu verwirklichen. Schuld daran war der Umstand, dass bis 1887

die württembergischen Kirchengemeinden nicht über ihre Finanzen eigenverantwortlich verfügen konnten. Erst mit der Trennung der kirchlichen Vermögen von den bürgerlichen wurde die Grundlage für die Kirchengemeinden geschaffen, entweder Restaurierungen in großem Umfang oder gar vollständige Neubauten vornehmen zu lassen. Hinsichtlich Dolmetschs Kirchenausstattungen lassen sich für den Zeitraum zwischen 1887 und 1903 nur geringfügige Unterschiede beobachten, ob er diese in ein historisches Gebäude einbaut oder sie zusammen mit einem neu zu erstellenden Bauwerk "aus einem Guss" erstellt. Erst nach 1903 rückt Dolmetsch allmählich von seinen "Komplettrestaurierungen" ab und verfährt mit den vorgefundenen Ausstattungselementen, auch den nachmittelalterlichen, in einer schonenderen Weise als zuvor. Zeitgleich vollzieht er einen Stilwandel, dessen Eckpunkte mit den Begriffen "Neugotik" und "Heimatschutzstil" umschrieben werden können, ohne dass er sich dabei jemals völlig vom Überkommenen lösen könnte. Auf die Gründe für diesen sich sukzessive vollziehenden Wandel kann hier aus Platzgründen nicht eingegangen werden. Es sei an dieser Stelle auf die eingangs erwähnte Dissertation verwiesen.

Von den zahlreichen Projekten Dolmetschs sollen einige herausgegriffen werden, die noch Teile der originalen Substanz aus dieser Zeit aufweisen. Dabei soll auf die beiden großen Restaurierungsprojekte Dolmetschs, die Marienkirche in Reutlingen (1893 bis 1901) und die Amanduskirche in Urach (1897 bis 1901) nicht eingegangen werden, zumal es zu diesen beiden Bauten und deren Res-

5 Beuren (Kreis Esslingen), evangelische Pfarrkirche (1904 restauriert), Wange der Kirchenbänke (Aufnahme 2003).



taurierungsgeschichte bereits Veröffentlichtes gibt. Vielmehr soll auf kleinere Dorfkirchen eingegangen werden, die bislang – außer in Fachkreisen – noch weitgehend unbekannt sind. Richard Strobel stellt in seinem Beitrag (siehe Nachrichtenblatt 73 ff) zwei dieser Landkirchen vor.

Wie viele andere Bauwerke, die der Phase des Historismus zuzurechnen sind, traf auch die von Dolmetsch geschaffenen Kirchenausstattungen der Vorwurf, die Kunst des 19. Jahrhunderts sei nicht schöpferisch gewesen und hätte sich in bloßen Stilzitaten ergangen. So wurden in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Zutaten des 19. Jahrhunderts in einem Umfang wieder beseitigt, dass ein unvoreingenommener Beobachter nicht auf den Gedanken käme, dass der Innenraum einmal gänzlich anders ausgesehen hat. In der Meinung, den vermeintlich "ursprünglichen" Zustand wieder hervorbringen zu wollen, wurden qualitätvolle Raumfassungen zerstört, bestenfalls nur übermalt. Die Kirche in Unterjesingen bildet für dieses Vorgehen noch immer ein anschauliches Beispiel (Abb. 6 u. 7). Zahlreiche weitere Kirchen, wie etwa diejenigen in Tübingen-Lustnau (umgestaltet 1888/89), Bietigheim (umgestaltet 1891/92) und Vaihingen/Enz (umgestaltet 1892/ 93), erlitten dasselbe Schicksal. Dabei muss festgehalten werden, dass Kirchen, die noch einzelne Ausstattungselemente aus der fraglichen Zeit aufweisen, den weitaus größten Denkmalbestand ausmachen. Häufig wurden diese Elemente jedoch ihres Zusammenhangs – sei es durch eine veränderte Platzierung innerhalb des Kirchenraums oder durch eine Beseitigung der Farbfassungen – beraubt.

6 Unterjesingen (Stadt Tübingen), evangelische Pfarrkirche (1894 restauriert), Inneres nach Osten (Aufnahme 1955).

Originalsubstanz

Die Frage nach der Qualität von Dolmetschs Kirchenausstattungen ist somit eng verknüpft mit der Frage nach dem Erhaltungszustand dieser



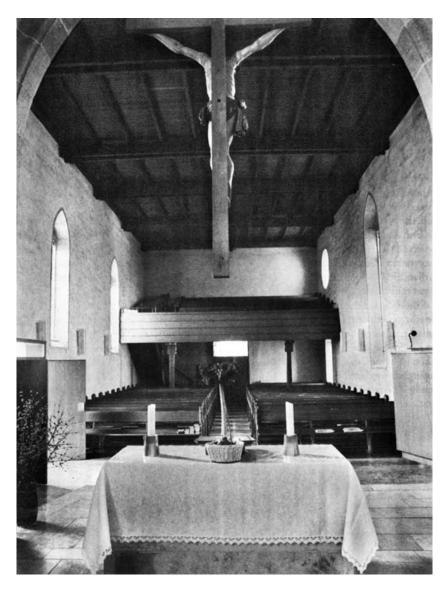
Raumfassungen. Von den großen Stadtkirchen haben lediglich die beiden genannten den Dolmetsch-Zustand weitgehend beibehalten können; von den kleineren Kirchen kann die Katharinenkirche in Reutlingen als diejenige mit dem besten Erhaltungszustand angesehen werden. Sie ist die einzige der von Dolmetsch neu geschaffenen oder restaurierten Kirchen, die ihre bauzeitlichen Wandfassungen nicht verloren hat (Abb. 8). Die Katharinenkirche ist außerdem der früheste von Dolmetsch errichtete Kirchenneubau. An Stelle der aus dem 14. Jahrhundert stammenden Katharinenkapelle auf dem Friedhof Unter den Linden wurde die Katharinenkirche von 1887 bis 1890 als Friedhofkirche neu erbaut. Seit 1908 dient sie als Pfarrkirche. Die verhältnismäßig lange Bauzeit von drei Jahren mag zum einen mit Dolmetschs Unerfahrenheit zu diesem Zeitpunkt seiner freiberuflichen Tätigkeit erklärt werden und zum anderen von der ungewöhnlich aufwändigen Ausgestaltung des Baus herrühren. Dem Primat der Materialgerechtigkeit folgend erstellte Dolmetsch die Kirche als Hausteinbau. Im Inneren, auch dies ist ein zeittypisches Phänomen, weist die Kirche umfangreiche hölzerne Einbauten auf. Nicht nur die Holzteile, insbesondere die Decke und ihre konstruktiven Einzelteile sind farbig gefasst, auch die steinernen Kapitelle, Bogenleibungen und Säulenpostamente auf den Emporen weisen Fassungen auf. Besonders hervorzuheben sind die Malereien am Chorbogen, die in sinnbildlicher Weise auf den Erlösungsgedanken verweisen. In neun Medaillons sind mit Hilfe der Tiersymbolik Bibelzitate illustriert. Als weitere Belege für die Aufwändigkeit der Ausgestaltung können die Kanzel, bei der drei Steinarten (roter Sandstein, weißer Savonnière-Stein und Marmor) zur Anwendung kamen, sowie die Blendnischen des Chors, die mit farbigen Tonfliesen ausgekleidet wurden, dienen. Bedauerlicherweise ist ausgerechnet diese Kirche in besonderem Maße gefährdet, da der arbeitende Untergrund zu starken Verwerfungen des Fußbodens geführt hat.

"Rekomplettierungen"

Als Bespiel für eine "erhaltende Wiederherstellung der Dolmetsch-Fassungen" (Gertrud Clostermann 1990 anlässlich der Wiedereinweihung) kann die Pfarrkirche in Uhlbach angeführt werden. In keiner anderen Dolmetsch-Kirche wurden in dieser Umfänglichkeit die Fassungen der Wände und der Holzteile nach Übermalungen in der Nachkriegszeit wiederhergestellt, sodass zu Recht von einer "Rekomplettierung" gesprochen werden kann (Abb. 9). Nachdem die Untersuchungen eines Restaurators ergeben hatten, dass die originale Ausmalung des Chors unter einer hellen Dispersionsfarbe noch

vollständig erhalten war und die Fassungen an den Wänden, wenn auch reduziert, noch gut erhalten waren, einigten sich Kirchengemeinde und Denkmalpflege auf die Freilegung bzw. Ergänzung der Malereien. Seit der daraufhin vorgenommenen Restaurierung der Kirche 1989/90 stellt sie sich wieder als "ein wahres Schatzkästlein sinnvoller Bildnerei" dar, wie sie in einer Schilderung 1896 gerühmt wurde. Das Gewölbe des Chors weist vier Propheten als Brustbilder mit beigegebenen Spruchbändern auf, die Wände des Chors sind etwa brusthoch getäfelt, darüber ranken sich Passionsblumen empor, die Leibungen des Chorfensters zeigen Palmbäume mit Granatäpfeln. In der Nische oberhalb des Chorbogens tauchen abermals Passionsblumen auf, die eine Mandorla umranken. Weinreben scheinen aus einem 1895 an dieser Stelle angebrachten Kruzifix herauszuwachsen. Die Wände des Schiffs sind mit einer Quadermalerei versehen, wobei jeder Quader mit einer kleinen Rosette geschmückt ist. Das den Innenraum bestimmende Element aber ist die hölzerne Decke des Schiffs, die vierfach gebrochen und reich bemalt ist. In ihrem Scheitel sind zu beiden Seiten die zwölf Tierkreiszeichen auf einem blauen, mit Sternen übersäten Band zu sehen. Unter diesem Firmament stehen die zwölf Apostel, überdeckt von gotisierenden Baldachinen. In den Zwischenfeldern finden sich in Medaillons dargestellt die zehn Tugenden, entsprechende Bibelzitate begleiten diese Allegorien.

Die Ausmalung der Uhlbacher Kirche ging 1895 mit der Erneuerung des Turmaufsatzes, der Neuanordnung der Fenster und Türen sowie der Neuherstellung der Emporen und des Gestühls einher. Nach der Wiederherstellung der Malereien knapp ein Jahrhundert später stellt diese Kirche das einzige Beispiel dar, an dem sich ein von Dolmetsch geschaffenes Bildprogramm im Gesamten studieren lässt. Eine derartige "sinnbildliche Kirchenmalerei", wie sie in einem Artikel des Christlichen Kunstblatts 1886 bezeichnet wurde, war beispielsweise auch in der zwischen 1884 und 1886 von Christian Friedrich Leins erbauten Kirche in Böhringen und in der von Dolmetsch und Leins 1890 gemeinsam umgebauten und erweiterten Kirche in Degerloch zu finden. In beiden Fällen sind die Malereien nicht mehr vorhanden, durch schriftliche Überlieferung ist jedoch der Inhalt des jeweiligen Programms nachvollziehbar. Die Quellen teilen auch unmissverständlich mit, dass Dolmetsch als der Urheber dieser Bildprogramme anzusehen ist. Gemeinsam ist den genannten Malereien, dass sie in der christlichen Bildtradition wurzeln, die in das Mittelalter zurückreicht. Die Heilsgeschichte von der Schöpfung bis zum Jüngsten Gericht wird dabei vor dem Betrachter ausgebreitet. Kennzeichnend ist zumeist



der Verzicht auf historisch-biblische Szenen und im Gegenzug die Betonung allegorischer Darstellungen. Dolmetsch fußt damit tief in der protestantischen Tradition, wobei er deutliches Gewicht auf einen volkstümlichen Akzent legt.

In einer ähnlich umfassenden Weise wie in Uhlbach wurde auch in der Kirche in Geifertshofen die Fassung der Umbau- und Erweiterungsphase 1902/03 nach Übermalungen im Jahr 1959 wiederhergestellt (Abb. 10). Diese Renovierung umfasste 1985/86 sowohl den Chor als auch das Schiff der Kirche: Die Taube im Strahlenkranz als Symbol des Heiligen Geistes erscheint im Scheitel des tonnenförmigen Chorgewölbes, Bordüren mit Palmetten und Teppichmalerei im Sockelbereich umziehen die Chorwände, die Westseite des Chorbogens ist mit Rankenmalerei versehen, im Scheitel der Chorbogenleibung findet sich ein Medaillon mit Chi und Rho als Zeichen Christi, die vierfach gebrochene Decke des Schiffs schließlich zeigt Bordüren mit stehenden Palmetten. Während die Chorwände mit Quadermalerei verziert sind, präsentieren sich die Wandflächen im Schiff mit Ausnahme des farbig gefassten Sockelbereichs ohne

7 Unterjesingen (Stadt Tübingen), evangelische Pfarrkirche (1964/65 abermals restauriert), Inneres nach Westen (Aufnahme 1984).

8 Reutlingen, Katharinenkirche (1887–1890 erbaut), Inneres nach Osten (Aufnahme 2001).



ornamentale Gliederungselemente. Ob hier auf eine Fassung bei der Wiederherstellung mangels Befunden verzichtet wurde oder ob eine unzureichende Voruntersuchung für diese vermeintlichen Fehlstellen verantwortlich zu machen ist, kann nicht gesagt werden. Tatsächlich wurden die Malereien in der Geifertshofener Kirche nicht von einem Restaurator, sondern von einem ortsansässigen Malermeister ausgeführt. Wie einem Gutach-

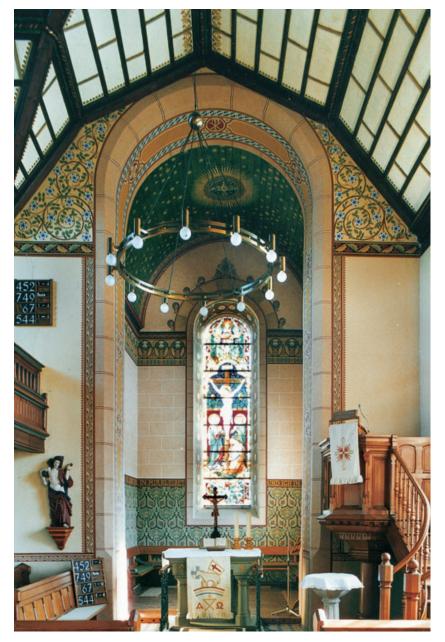
ten zu entnehmen ist, wurden die Farbfassungen ohne die vom Denkmalamt geforderten gründlichen Befunderhebungen und ohne Absprache über den Umfang der vorzunehmenden Arbeiten vorgenommen. Trotz der "kompakt wirkenden Bemalung" und der Intensität der Farben bescheinigt der Restaurator in seinem Gutachten den Arbeiten, in handwerklicher Hinsicht "ordnungsgemäß" durchgeführt worden zu sein.

9 Uhlbach (Stadt Stuttgart), evangelische Pfarrkirche (1895 restauriert), Inneres nach Osten (Aufnahme 2005).

Erneuerungen und Teilwiederherstellungen

Das Innere der Kirchen in Herrenalb und Willmandingen ist ebenfalls stark durch die von Dolmetsch vorgenommenen Maßnahmen geprägt. Bei der Kirche in Herrenalb handelt es sich um die ehemalige Klosterkirche, die heute als evangelische Pfarrkirche genutzt wird. Nach starken Zerstörun-

gen wurde das Schiff 1739 neu errichtet. Der netzgewölbte Chor stammt noch aus dem Jahr 1478. Im Jahr 1903 wurde nach Dolmetschs Plan die Kirche in Herrenalb umgestaltet. Eine Inschrift an der Ostseite des Chorbogens teilt dieses Ereignis noch heute dem aufmerksamen Betrachter mit: Darin werden Dolmetsch als Architekt und Wörnle als Maler genannt. Das Schiff der Kirche erhielt im Zuge der Umgestaltung eine neue De-



10 Geifertshofen (Gemeinde Bühlerzell, Kreis Schwäbisch Hall), evangelische Pfarrkirche (1902/03 erweitert), Inneres nach Osten (Aufnahme 2003).

cke, die die Form eines Kleeblattbogens hat (Abb. 1). Damit ist sie mit der Decke der Kirche in Lindach in formaler Hinsicht unmittelbar vergleichbar (siehe den Beitrag von Richard Strobel); lediglich in Bezug auf die Proportion lässt sich feststellen, dass das Herrenalber Beispiel weniger steil gewölbt ist als das Lindacher. Ähnlich wie in der Uhlbacher Kirche finden sich an der Decke der Herrenalber Kirche entlang der Scheitellinie des Gewölbes die Tierkreiszeichen aufgemalt. Sie sind in wellenförmige Ornamente eingebunden, die sowohl durch ihre Form als auch aufgrund ihrer Farbigkeit an fließendes Wasser gemahnen. 1987/88 wurden die Fassungen an der Decke und an den Wänden, die wie in der Reutlinger Katharinenkirche direkt auf Stein aufgebracht sind, er-

Das Schiff der Kirche in Willmandingen wurde 1903 neu errichtet, wobei die Ost-West-Ausrichtung beibehalten wurde. Im ehemaligen Turmchor, der seit 1903 als Sakristei genutzt wird, befinden sich Fragmente von Wandmalereien des 13. Jahrhunderts. Diese wurden allerdings erst 1969 aufgedeckt. Im Zuge einer Innenerneuerung wurden 1956 die Ornamente der Schiffdecke und die Einfassung des Chorbogens überstrichen. Vermutlich verschwand in diesem Jahr auch die Teppichmalerei an den Chorwänden. Im Zuge von Instandsetzungsmaßnahmen, die zwischen 1978 und 1982 durchgeführt wurden, wurden auch die Malereien an der Decke wiederhergestellt (Abb. 11). Die Galluskirche wurde 1997 mitsamt dem Kirchenschiff, dem ehemaligen Friedhof und der Einfriedung als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung in das Denkmalbuch eingetragen.

Teilwiederherstellungen von Farbfassungen wurden beispielsweise in den Kirchen in Oberrot und Göggingen vorgenommen. Während es sich bei der Kirche in Oberrot um eine Chorturmkirche handelt, die bereits 1513 umfangreiche Erweiterungsmaßnahmen erfuhr, ist die Gögginger Kirche ein kompletter Neubau aus dem Jahr 1898.

Das Schiff der Oberroter Kirche wurde zu Beginn des 16. Jahrhunderts nach Westen verlängert, in der Mitte des 19. Jahrhunderts häuften sich die Klagen über den mangelhaften Zustand des Gebäudes und über das beschränkte Platzangebot im Inneren. Aus Anlass der bevorstehenden 1100-Jahr-Feier erwog die Kirchengemeinde 1886 eine Vergrößerung des Kirchenschiffs. Dolmetsch unterbreitete den Vorschlag, einen Anbau in der Art an die bestehende Kirche anzufügen, dass das alte Langhaus zum Querschiff umfunktioniert werden sollte. Dieser Plan konnte aus Kostengründen nicht ausgeführt werden. Stattdessen wurde das Schiff 1887 in seinem bisherigen Umfang belassen und eine doppelstöckige Emporenanlage eingefügt (Abb. 12). Diese noch heute existierenden Emporen stellen eine Besonderheit dar: Zwar finden sich im württembergischen Raum durchaus protestantische Kirchen mit mehreren Emporen übereinander, doch sind derartige Anlagen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kaum noch erhalten. Die Stadtkirche in Gaildorf, in der Nähe von Oberrot gelegen, hatte im Zuge des Wiederaufbaus nach einem Brand zwischen 1868 und 1870 ebenfalls eine doppelstöckige Emporenanlage erhalten, die allerdings in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts wieder beseitigt wurde. Das Innere der Oberroter Kirche wurde 1955/56 im entsprechenden Zeitgeist "modernisiert": Die Wandbemalungen und die Farbfassungen an den Holzteilen wurden überstrichen, die Decke im Schiff wurde abgehängt, die Emporenbrüstungen wurden mit Holztafeln verkleidet. 1993/94 wurden bei einer erneuten Innenerneuerung Teile dieser "Modernisierungsmaßnahmen" zurückgenommen, dabei wurde auch die Zwischen-

decke wieder entfernt. Die restauratorische Befunderhebung ergab, dass die 1887 aufgebrachten Fassungen (Quaderung an den Wänden und Girlandendekor auf den Holzteilen) bereits im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts verändert wurden. Dabei wurde der einfache braune Fugenstrich, der die geputzten, gelblich getönten Wandflächen als Quadermauerwerk erscheinen lassen sollte, durch einen weißen Fugenstrich mit braunen Begleitstrichen ersetzt. Die hölzernen Ausbauteile erfuhren zu diesem Zeitpunkt keine farbliche Neufassung, lediglich die Brüstung und das Gestühl auf der oberen Empore wurden maseriert. Die Darstellungen biblischer Szenen auf dem hölzernen, als Spitztonne ausgeformten Chorgewölbe wurden unverändert beibehalten. Bei der Erneuerung in den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts wurden die noch vorhandenen Schablonenmalereien auf den Emporenbrüstungen und der Kirchenschiffdecke gereinigt und - wo nötig ergänzt. Die Wände erhielten hingegen einen neutralen Farbanstrich.

In Göggingen führte Dolmetsch erstmals einen zweischiffigen Kirchenneubau aus. Diesen Bautypus verwandte er in den folgenden Jahren noch für weitere sechs Kirchenneubauten, darunter auch für denjenigen in Großdeinbach. Beim Neubau von Kirchenschiffen unter Anschluss an alte,





bestehende Bauteile, wie beispielsweise in Lindach und Willmandingen, griff Dolmetsch ebenfalls gern auf diese Grundform zurück. Für kleine Kirchen in dörflich geprägten Gemeinden erschien ihm dieser Typus aus praktischen Erwägungen geradezu ideal. Drei Vorteile führte er diesbezüglich an: Erstens könne eine Unterbringung von vielen Sitzplätzen auf möglichst kleiner Grundfläche erreicht werden, zweitens sei von allen Sitzplätzen ein freier Blick auf Kanzel und Altar möglich, und drittens könne im Inneren der Kirche durch das Vorhandensein einer freien Längswand eine Helligkeit erzielt werden, die etwa bei dreischiffigen Anlagen so nie erreicht werden könne. Die Gögginger Johanneskirche wurde bereits 1948 ihrer ursprünglichen Farbigkeit im Inneren beraubt, wesentliche Teile der Ausstattung, wie etwa Decke, Emporen, Kanzel, Gestühl, Fußboden und Chorfenster blieben jedoch erhalten. 1969 wurde die Kirche ein weiteres Mal "ent-

11 Willmandingen (Gemeinde Sonnenbühl, Kreis Reutlingen), Galluskirche (Schiff 1903 neu erbaut), Inneres nach Osten (Aufnahme 2002).

12 Oberrot (Kreis Schwäbisch Hall), evangelische Pfarrkirche (1887 restauriert), Inneres nach Westen (Aufnahme 2003). schnörkelt", wie es in den Kirchengemeinderatsprotokollen heißt. Bei der bislang letzten Innenerneuerung im Jahr 1985 wurden auf der Basis einer restauratorischen Untersuchung die Schablonenmalereien an den Holzteilen wiederhergestellt (Abb. 13). Eine Wiederherstellung der Farbigkeit an den Wandflächen kam nach Ansicht des Landesdenkmalamts wegen der Feuchtigkeitsschäden der Innenwände, wegen des hohen Aufwands und wegen fehlender genauer Unterlagen über den ursprünglichen Zustand nicht in Frage.

Verborgenes

Während wie erwähnt in der Kirche in Oberrot die in den fünfziger Jahren eingezogene Zwischendecke in den neunziger Jahren wieder entfernt wurde, sind in drei Kirchen die Zwischendecken und die darüber befindlichen Dolmetsch-Decken noch vorhanden: Die in unmittelbarer Nachbarschaft gelegenen Kirchen in Laufen/Kocher und in

13 Göggingen (Ostalbkreis), Johanneskirche (1898 erbaut), Inneres nach Osten (Aufnahme 2001).



Sulzbach/Kocher wurden von Dolmetsch 1892/93 vollständig umgestaltet, die Katharinenkirche in Schwäbisch Hall erhielt in den Jahren 1897/98 ein neues Kirchenschiff und einen neuen Turmaufsatz. In stilistischer Hinsicht stellt das Sulzbacher Beispiel einen singulären Fall in Dolmetschs Werk dar. Norbert Bongartz bezeichnete Dolmetsch 1978 zu Recht als einen "Exponent der Neugotik"; die Umgestaltung der Kirche in Sulzbach/Kocher zeigt aber deutlich, dass Dolmetsch nicht so weit ging, einen Kirchenbau des 18. Jahrhunderts zu gotisieren, sondern durchaus versuchte, das barocke Gepräge aufzugreifen. In Farbgebung und Motivwahl erinnert die Gestaltung der Decke eher an klassizistische Vorbilder (Abb. 14): Dreiecke, die am Ansatz der Decke friesartig aufgereiht sind, und Pflanzenornamente, die aus diesen Dreiecken herauszuwachsen scheinen, sollen in Verbindung mit dem Kirchenbau ein harmonisches Gesamtbild erzeugen. Am Chorbogen befindet sich, wie häufig bei den von Dolmetsch gestalteten Innenräumen, eine Inschrift. In der Mitte des Gewölbes ist ein Medaillon angebracht, dem Alpha und Omega sowie Chi und Rho einbeschrieben sind. Im Gegensatz zu allen anderen von Dolmetsch in Alt- oder Neubauten eingezogenen Decken ist diejenige in der Sulzbacher Kirche nicht flach oder polygonal gebrochen, sondern als Tonnengewölbe gestaltet. Konstruktiv besteht sie aus einer hölzernen Schalung, auf die eine Armierung aus Rohr und eine Gipsschicht aufgebracht sind. 1963 wurde die Decke den Blicken der Kirchenbesucher entzogen, indem eine segmentbogenförmige Decke in das Schiff eingezogen wurde.

Neubewertung seit den 1980er Jahren

Die Betrachtung der Beispiele hat gezeigt, dass Dolmetsch bestrebt war, den Kirchen ein individuelles Gepräge zu geben. Dabei war es gleichgültig, ob es sich um ein Restaurierungs- oder ein Neubauprojekt handelte. Äußere Zwänge, insbesondere finanzieller Natur, aber auch Zeitnot und Mangel an geeigneten Hilfskräften, führten schließlich doch zum Wiederholen einmal gefundener Lösungen. Das handwerklich Präzise und kunstgewerblich Anspruchsvolle verhindern jedoch stets ein bloßes Reproduzieren und ermöglichen stattdessen künstlerisch Qualitätvolles und ästhetisch Ansprechendes.

Der Restaurator Hans-Dieter Ingenhoff war eine für die Restaurierungsgeschichte des Landes Baden-Württemberg in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bedeutsame Persönlichkeit. Ein Zitat von ihm aus dem Jahr 1990 mag nochmals den eingangs angesprochenen Sachverhalt verdeutlichen: "Tatsache ist, daß bis in die jüngere Zeit

das 19. Jahrhundert ganz allgemein als eklektizistisch, als mißverstandene Nachahmung vergangener Stilepochen, angesehen wurde. Vielfach Grund genug, in purifizierender Weise der Fülle solcher Ausmalungen, bis zu neu konzipierten Altären, Kanzeln und Emporen den Garaus zu machen." Nun sind, seitdem diese Aussage gemacht wurde, eineinhalb Jahrzehnte vergangen. Der Stellenwert, den die Sakralarchitektur des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts mitsamt ihren Raumfassungen bei Pfarrerinnen und Pfarrern, bei Gemeindemitgliedern und interessierten Laien einnimmt, ist gestiegen und wird vermutlich noch weiter steigen. Das "Heimelige" einer Kirche wie der Uhlbacher wird hoch geschätzt, doch solange Bedürfnisse geltend gemacht werden, die auf eine Verbesserung der Funktionalität abzielen (Erneuerung sanitärer Anlagen oder Herstellung neuer Heizungseinrichtungen), so lange droht ein gewisser Substanzverlust. Ein Vorgehen, das ganz im Gegenteil vorschnell auf eine umfassende Wiederherstellung einer Zeitschicht ausgerichtet ist, kann als nicht weniger problematisch eingestuft werden. Die Vermittlungsarbeit, die sich der Kunstproduktion der genannten Zeitspanne widmet, muss auf wissenschaftlicher und vor allem bürgernaher Ebene fortgeführt werden, damit der Denkmalbestand erhalten bleiben kann.

Literatur (Auswahl):

Bongartz, Norbert: "Neuer Stil" und Jugendstil. Zur Restaurierung der evangelischen Markuskirche in Stuttgart. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 7 (1978), Nr. 1, S. 1–7.

[Ohne Verfasser]: Ueber Kirchenrestaurationen. Aus dem Vortrag des Baurats Dolmetsch, gehalten am 25. März 1899. In: Monatsschrift des Württembergischen Vereins für Baukunde in Stuttgart (1900) Nr. 1, S. 1–5.

Dolmetsch, Heinrich: Japanische Vorbilder. Ein Sammelwerk zur Veranschaulichung japanischer Kunstprodukte aus den Gebieten der Aquarell-, Lack- und Porzellanmalerei, der Bronzetechnik und Emaillierkunst, der Stickerei, Weberei und Schablonentechnik. Stuttgart 1886.

Dolmetsch, Heinrich: Der Ornamentenschatz. Ein Musterbuch stilvoller Ornamente aus allen Kunstepochen. Stuttgart 1887.



14 Sulzbach/Kocher (Gemeinde Sulzbach-Laufen, Kreis Schwäbisch Hall), evangelische Pfarrkirche (1892/93 restauriert), Dolmetsch-Decke (Detail) über der 1963 eingezogenen Decke im Kirchenschiff (Aufnahme 2003).

Dolmetsch, Heinrich: Betrachtungen über Akustik und Vorschläge zu deren Verbesserung in großen Kirchenräumen. In: Christliches Kunstblatt 49 (1907) Nr. 5, S. 147–154 und Nr. 7, S. 206–222.

Gurlitt, Cornelius: Das kirchliche Kunstgewerbe. In: Zweiter Kongreß für Protestantischen Kirchenbau 5. bis 7. September 1906 in Dresden, Dresden 1906, S. 68–71.

Heinrich, Jörg: Die Restaurierung und Neuausstattung der Reutlinger Marienkirche unter Heinrich Dolmetsch (1893–1901). In: Reutlinger Geschichtsblätter N. F. 40 (2001), S. 9–123.

Ingenhoff, Hans-Dieter: Bemerkungen zur malerischen Ausstattung der Amanduskirche am Ende des 19. Jahrhunderts. In: Schmid, Friedrich (Hrsg.): Die Amanduskirche in Bad Urach. Sigmaringen 1990. S. 135–143.

Pietrus, Ellen: Die Kirchenneubauten von Heinrich Dolmetsch. Ein Architekt im Königreich Württemberg. In: Reutlinger Geschichtsblätter N. F. 40 (2001), S. 125–228.

Pietrus, Ellen: Die Kirchenrestaurierungen von Heinrich Dolmetsch um 1900. "Wiederherstellung" versus "künstlerische Ergänzung" – Ein Paradigmenwechsel in der Denkmalpflege? Ungedruckte Dissertation Hannover 2003.

Seng, Eva-Maria: Der evangelische Kirchenbau im 19. Jahrhundert. Die Eisenacher Bewegung und der Architekt Christian Friedrich Leins (= Tübinger Studien zur Archäologie und Kunstgeschichte 15). Tübingen 1995.

Dr.-Ing. des. Ellen Pietrus Fangelsbachstraße 26 70180 Stuttgart



"Alle irdischen Makel und Flecken ... ins Reine gebracht"

Das Tuttlinger Krematorium

Das Tuttlinger Krematorium gehört zu den wenigen historischen Feuerbestattungseinrichtungen in Deutschland, die ohne eine Beeinträchtigung ihrer Substanz überliefert sind. Es wurde 1982 zugunsten eines Neubaus auf dem neuen Friedhof stillgelegt. Das wiederholte Abbruchbegehren der Eigentümerin, Stadt Tuttlingen, konnte zuletzt 2002 erfolgreich abgewendet werden. Seitdem setzen sich das Tuttlinger Heimatforum e.V. und die Denkmalpflege intensiv für seine Instandsetzung und Umnutzung ein.

Melanie Mertens / Monika Loddenkemper

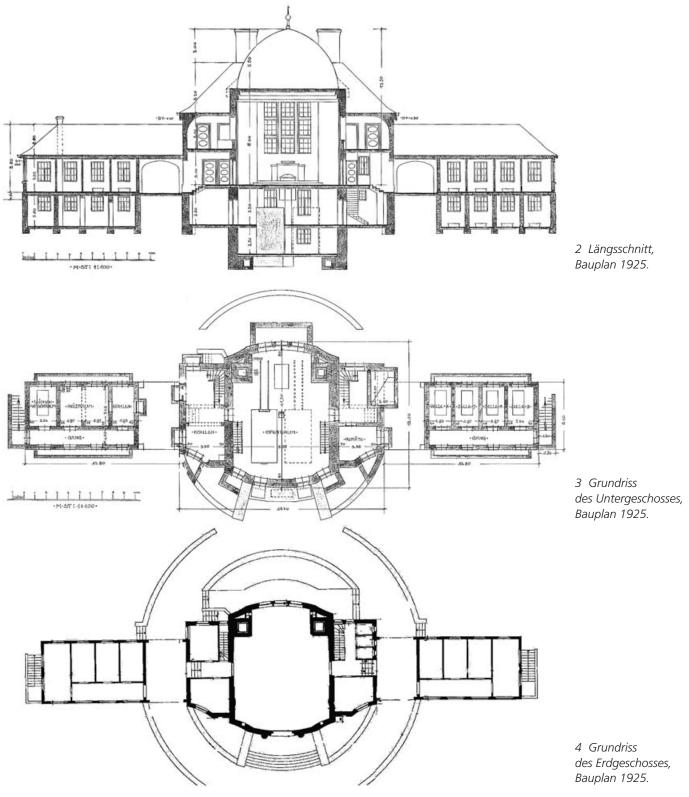
Mit dem verheißungsvollen Flammengruß "Alle irdischen Makel und Flecken ... ins Reine gebracht" schließt die Festschrift des Feuerbestattungsvereins, die anlässlich der Eröffnung des Krematoriums am 14. August 1927 erschien. Der seit 1911 bestehende Verein hatte mit dem Neubau sein zentrales Anliegen erfüllt (Abb. 1). Dem Bauprojekt waren ideelle Kontroversen, beharrliche Eingaben und jahrelange Kollekten vorausgegangen. Sein Abschluss erfüllte den Verein mit Stolz, zumal man der Stadt Schwenningen, die ebenfalls ein Krematorium plante, doch noch zuvorgekommen war.

Die Baupläne zum Tuttlinger Krematorium entstanden zu Beginn des Jahres 1925. Im Oktober

1924 hatte der Gemeinderat dem Bau grundsätzlich zugestimmt und in der Folge das Stadtbauamt mit der Planung betraut. Stadtbaumeister Friedrich August Schmidt stellte im Mai 1925 acht Entwürfe vor. Den Zuschlag erhielt das an der Stockacher Straße platzierte Projekt, mit dem eine beträchtliche Erweiterung des Friedhofs nach Westen einherging. Mancher hatte sich zwar eingedenk der Funktion eine weniger zentrale Lage gewünscht, etwa in erhöhter Position am Fuße des Honbergs, wie sie ein anderer Plan auswies. Dieser scheiterte jedoch an den höheren Gründungskosten infolge des steinigen Hangs. Der gewählte Entwurf sah einen kuppelartig überhöhten Zentralbau zwischen zwei einge-



1 Tuttlingen, Krematorium, Vorderansicht, kurz nach der Fertigstellung 1927.



schossigen Flügeln vor. Das erhöhte Erdgeschoss umfasste die Aussegnungshalle, Verwaltungsräume und Leichenzellen, das Untergeschoss den Ofenraum für die Kremation (Abb. 2–4). Die Ausführung unter der Leitung von Baumeister Paul Biber erstreckte sich über zwei Jahre. 1927 wurde die Fertigstellung des Krematoriums mit zweitägigen Einweihungszeremonien gefeiert.

Die Zustimmung und finanzielle Unterstützung eines Krematoriums durch die Stadt war auch 1925 keine Selbstverständlichkeit. Obwohl im Deutschen Reich seit 1900 vermehrt praktiziert und von den Kommunen befürwortet, stand sowohl die kirchliche als auch die gesellschaftliche Anerkennung der Kremation als angemessene Bestattungsform vielerorts noch immer aus. Die Befürworter wussten hygienische, ökonomische und ästhetische Argumente auf ihrer Seite. Der heftige Widerstand der Gegner war religiöser und emotionaler Natur. Das katholische Feuerbestattungsverbot von 1886 blieb bis 1964 verbindlich. Die Generalsynode der evangelischen

Kirche bestätigte 1925 ihre – tatsächlich schon länger geübte – Toleranz, allerdings als "Ausnahme" der Regel.

Das Provinzstädtchen Tuttlingen stellte dagegen früh seine Akzeptanz der Feuerbestattung unter Beweis. Bereits 1921 wurde auf dem Friedhof ein Urnenhain angelegt. Für die Realisierung eines Neubaus bedurfte es allerdings auch hier eines Zusatznutzens, der über das Bekenntnis zur modernen Bestattungsform hinausging. Der lang gehegte Wunsch nach einer städtischen Leichenhalle, wie sie im avisierten Bauprojekt integriert zu sein versprach, trug schließlich wesentlich zur Errichtung des Krematoriums bei. Die Kosten trugen Stadt und Verein gemeinsam.

Die Bauaufgabe Krematorium war 1925 – weltweit – gerade mal fünfzig Jahre alt. Zwar hatte der französische Architekt Pierre Giraud bereits 1795 revolutionäre Entwürfe für eine Krematoriumspyramide auf dem Montmartre-Paris hervorgebracht. Die technische Realisierung der ersten Krematorien hing jedoch von der Entwicklung eines Ofens ab, der es ermöglichte, einen Leichnam effizient und hygienisch einzuäschern. Diese Erfindung fand in Italien statt, wo auf Mailänder Boden 1876 das erste Krematorium entstand. Deutschland zog 1878 mit Gotha gleich; noch vor 1900 folgten Heidelberg, Hamburg-Ohlsdorf, Jena und Mannheim. Im Königreich Württemberg sind es die Städte Heilbronn und Stuttgart, die 1901-05 bzw. 1905-07 Krematorien errichten. Tuttlingen war der dritte Neubau im Königreich, handelte es sich bei den früheren Anlagen in Ulm, Reutlingen, Göppingen und Esslingen um nachträgliche, häufig unterirdische Anbauten der Einäscherungsanlage an bestehende Friedhofsbauten.

Für den Architekten hielt der neue Bautyp "Krematorium" besondere Schwierigkeiten bereit: die technischen Voraussetzungen für eine Verbrennung mussten mit der Pietät, die der Anlass einer Bestattung erforderte, in Einklang gebracht werden. Konfliktpunkte waren der hohe Schornstein, der unkaschiert an Fabrikanlagen erinnerte, und die Nachbarschaft des Ofenraums zur Trauerhalle. Aus den gesellschafts- und religionspolitischen Voraussetzungen der Feuerbestattung resultierte außerdem die Forderung nach einer "interkonfessionellen" Formgebung, also einer Architektur, die keinem Sakralbau einer bestimmten Glaubensrichtung ähnelte.

Die frühen Krematoriumsbauten orientierten sich vorzugsweise an der Antike, deren Tempel konfessionelle Aspekte nicht berührten und deren architektonisches Zitat als Ideenträgerin der Feuerbestattung besonders geeignet schien. Entgegen der genannten Forderung der Interkonfessionalität entstanden jedoch auch vielfach Bauten, die deutliche Bezüge zum zeitgenössischen, also historistischen Kirchenbau aufwiesen. Größere Selbständigkeit zeigten einzelne Krematorien um 1900, die mit Ägyptizismen experimentierten und/oder Elemente aus der Denkmalarchitektur monumental umsetzten. Die Einlösung aller formalen und inhaltlichen Bedingungen blieb auch später die Ausnahme. Für die Zeit vor 1920 wäre allein das Krematorium in Dresden-Tolkewitz von Fritz Schumacher zu nennen.

In Tuttlingen spielten weder die Antike noch sakrale Vorbilder eine Rolle, noch wurde hier eine andere Krematoriumsarchitektur rezipiert. Ganz ungewöhnlich bestimmen hier profane barocke Bauwerke, wie Schloss und Lusthaus, das gestalterische Konzept.



5 Aussegnungshalle mit Blick auf die Orgelempore, Dezember 2004.

6 Südlicher Seitenflügel, Flur zu den Leichenzellen, 1927.



te Würde um, die einer Friedhofseinrichtung angemessen erscheint.

Die Hauptmerkmale des Tuttlinger Krematoriums - die Hinwendung zum Barock und die Reduktion des Ornaments – stimmen mit den Grundideen der so genannten Stuttgarter Schule überein. Ihrem Umkreis entstammt auch der Architekt des Krematoriums. Zwar sind sämtliche Planzeichnungen vom Leiter des Stadtbauamtes Schmidt unterzeichnet, doch geht der Entwurf auf seinen Mitarbeiter Paul Biber zurück (Abb. 7). Die Zuschreibung stützt sich auf Bibers eigene Angabe in einem Antwortschreiben an den Berliner Kunst-Dienst, der sich 1938 ausdrücklich nach dem Architekten des Tuttlinger Krematoriums erkundigte. Aber auch stilistische Gründe sprechen für die Urheberschaft des jüngeren Tübingers. Seine Ausbildung führte ihn von der Stuttgarter Baugewerkschule 1911 in das Büro Karl Hengerers, der im selben Jahr die Entwurfsarbeit für die Wohnkolonie Ostenau begann. In den folgenden

7 Paul Biber (1892–1942), Architekt des Tuttlinger Krematoriums im Kreise seiner Familie.

8 Stuttgart, Schloss Solitude.

9 Tuttlingen, Krematorium, 2005.

Ein Blick auf Schloss Solitude bei Stuttgart erhellt die Parallelen (Abb. 8). Der gerundete Zentralkörper – in Stuttgart sowie in Tuttlingen – ist gegenüber den Seitenflügeln stark überhöht und durch seine kuppelgleiche Dachform auch formal herausgestellt (Abb. 1). Beide Bauwerke besitzen dort ihren repräsentativen Versammlungsraum. Ebenso zeigen sich die im Halbrund geführten Auffahrten zum Krematorium mit der Treppenanlage des Schlosses Solitude verwandt.

Für die Detailausbildung scheint der Vergleich mit kleineren Schlössern, vor allem Lusthäusern, lohnender. Als Schlossminiaturen ist ihnen ein spielerischer Charakter zu eigen, der sich vielfach in der geschwungenen Kontur ihrer Umrisse widerspiegelt. Besonderes Augenmerk erfahren die Übergänge zwischen den Baukörpern, die wie im Schlossbau in Höhe und Form von Gegensätzen geprägt sind. Beliebt ist das konkave Einkehlen der Wand am Saum des Zentralkörpers, das auf den Anschluss der Seitenflügel vorbereitet und ein attraktives Spannungsverhältnis mit der konvexen Grundform, Rundkörper und Kuppel, schafft. Anschaulich ist dies etwa in der Amalienburg bei München (1734–39) oder im Lusthaus Friedrichsthal bei Berlin (1691).

Ein wesentlicher Unterschied zwischen den Schlossbauten und dem Tuttlinger Krematorium ist freilich die versachlichte Auffassung der Fassade. Während im Barock und Rokoko häufig verspielte Varianten der Säulenordnungen zur Anwendung kamen, und auch mit skulpturalem Schmuck nicht gegeizt wurde, ist das Krematorium äußerlich vergleichsweise schmucklos. Die Reduktion auf den Baukörper deutet den per se heiteren Charakter des "Schlösschens" in die erns-





10 Ofenraum im Untergeschoss, Sargaufzug, 1927. zwei Jahren hatte Biber ausgiebig Gelegenheit, das zeitgenössische Bauen in Stuttgart zu studieren. Dabei wird ein engerer Kontakt zum Büro Paul Bonatz, das an der Planung der Siedlung Ostenau beteiligt war, vorauszusetzen sein.

Der damals sechzigjährige Schmidt hatte als Architekt stets den Stil des eklektischen Historismus gepflegt. Dafür legen in Tuttlingen die Realschule, eine Variante der Stuttgarter Wilhelmschule, und die Festhalle beredtes Zeugnis ab. Der Schritt zu einer im Sinne Bonatz modernen Architektur, wie dem Krematorium, ist immens und ohne Zwischenstufen kaum denkbar. Dennoch hat die Signatur sämtlicher Krematoriumspläne durch Schmidt die wahre Autorschaft des Bauwerks lange Zeit verschleiert.

Erscheint das Tuttlinger Krematorium äußerlich wie ein Schlösschen, so ist es dem Wesen nach doch eine technische Anlage. Unter der Aussegnungshalle befinden sich zwei Untergeschosse, die den Verbrennungsofen und dessen Befeuerung mit den Rauchabzugskanälen aufnehmen (Abb. 2). Beide sind vertikal durch die so genannte Versenkung, den Sargaufzug, mit dem Erdgeschoss verbunden. Das Hinabfahren des Leichnams nach der Trauerzeremonie in die Tiefe lehnt sich anscheinend an Gebräuche aus der Erdbestattung an. Von Bedeutung für diese Disposition waren die günstige Logistik, die einen kurzen Weg zwischen Aufbahrung und Verbrennung versprach, und das Verbergen der nüchternen Technik vor den Blicken der Trauernden.

Heute ist diese Technik eine der Besonderheiten des Krematoriums. Kaum ein anderer historischer Vertreter dieses Bautyps birgt eine derart komplette Überlieferung bauzeitlicher Ausstattung.

11 Ofenraum im Untergeschoss, Sargaufzug, Dezember 2004.





Der 1927 installierte Verbrennungsofen der Firma Ruppmann in Stuttgart ist eine Kombination sowohl für Gas- als auch für Kohlenfeuerung (Abb. 11–13). Mit 5,6 Metern Höhe übergreift er beide Untergeschosse. Seine verklinkerte Stirnseite nähert sich formal einer Tempelfassade an. Die Kohlenfeuerung diente vor allem der Anheizung des Ofens, während die Gasfeuerung für die Weitererhitzung und eigentliche Verbrennung genutzt wurde. 1951 kam an bereits bauzeitlich vorgesehener Stelle ein zweiter Etagenofen, ebenfalls von Firma Ruppmann, hinzu.

Der Sargaufzug stellt wie erwähnt die Verbindung zwischen Aussegnungshalle und Verbrennungsraum dar (Abb. 10 u. 11). Unter dem Katafalkdeckel der Halle verbirgt sich die Hebebühne, die den Sarg in das erste Untergeschoss transportiert. Die Beschickung des Ofens erfolgt über eine gesonderte Einfahrvorrichtung auf Schienen. In Baden-Württemberg verfügen lediglich die Krematorien in Heilbronn und Esslingen noch über ähnliche historische Sargaufzüge.

Bemerkenswerte Authentizität zeichnet auch die überlieferte Innenausstattung aus. Die geschoss- übergreifende, einem Oval angenäherte Aussegnungshalle besitzt noch ihre originalen Türen, Türdrücker, Heizungsgitter, Böden, Lampen sowie ihre farbigen Schmuckfenster (Abb. 14). Eine der flankierenden Emporen birgt die bauzeitliche Orgel der Firma Gebr. Link aus Giengen an der Brenz. Die angrenzenden Flügel mit Räumen für

Angehörige, Verwaltung und – nicht zuletzt – die Verstorbenen sind ebenso unverändert: Wandpaneele, komplette Türen, Bodenfliesen, auch hier farbige Fensterverglasung und technische Details wie etwa ein Klingelzug in einer der Leichenzellen. Die hochwertigen Schreinerarbeiten mit oktogonalen Kassetten lassen ein durchgängiges Gestaltungskonzept erkennen. Der Prospekt des Rednerpults zeigt außerdem eine geschwungene Kontur, die formal das Giebelmotiv des Hauptportals wiederholt.

Starken Einfluss auf die Raumwirkung nehmen die ausnahmslos farbigen Fenster des Krematoriums (Abb. 14). Sie bilden gewissermaßen das ornamentale Rückgrat des Baus. Um sie vor Vandalismus zu schützen, waren sie seit 1991 verbrettert. Ihre Geschichte und die für ein Krematorium spezifische Ikonografie ihrer Darstellungen verdienen eine eigene Publikation.

Als Kulturdenkmal wurde das Tuttlinger Krematorium bereits 1989 der Öffentlichkeit bekannt. Aufgrund der Bedeutung des erhaltenen Bestandes ist ein Verfahren zur Eintragung in das Denkmalbuch eingeleitet.

Ein Umbau oder eine Erweiterung unter Beibehaltung seiner Funktion erschien angesichts der stark ansteigenden Feuerbestattungen und der geringen Kapazität der Einäscherungsanlage nicht sinnvoll. Die Stadt entschied sich daher für einen Neubau an der Albert-Schweitzer-Straße. Den immer wieder neuen Ideen für eine Umnutzung





12 Ofenraum im Untergeschoss, im Vordergrund rechts der alte Ofen, links der jüngere Ofen von 1951.

des alten Baus stand die "Aura" als Ort des Todes entgegen. Gerade die älteren Tuttlinger assoziieren mit dem Krematorium Trauer und Verlust. Der gedankliche Prozess, in dem Gebäude auch positive Werte zu erkennen, etwa denjenigen einer baukünstlerisch qualitätvollen Architektur oder eines wertvollen Dokumentes der deutschen Sepulkralkultur, hat unterdessen eingesetzt. Das Tuttlinger Heimatforum e.V. hat sich der Erhaltung des Krematoriums mit bemerkenswertem Engagement angenommen. Im Herbst 2004 wurde ein Vertrag zwischen der Stadt Tuttlingen als Eigentümerin und dem Heimatforum geschlossen, wonach der Verein auf mindestens zehn Jahre die Bauunterhaltspflicht übernimmt. Das Krematorium soll zu einem Ausstellungsgebäude und Bürgerhaus umgenutzt werden, das für vielgestaltige kulturelle Veranstaltungen offen steht. Bereits in dem aktuellen provisorischen Zustand – ohne Stromanschluss und Tageslicht! – fanden Veranstaltungen und Ausstellungen statt, die in der Bevölkerung auf große Resonanz stießen. Als erster Schritt für die neue Nutzung ist die Instandsetzung der bedeutenden ornamentverglasten Fenster vorgesehen. Zu diesem Zweck hat das Heimatforum beachtliche Spendenmittel eingeworben, die das große Erhaltungsinteresse und den ausgeprägten Bürgersinn der Tuttlinger deutlich widerspiegeln. Bei der Deutschen Stiftung Denkmalschutz in Bonn und beim Referat Denkmalpflege des Regierungspräsidiums Freiburg sind weitere Gelder beantragt. Zusammengenommen werden sie dazu beitragen, eines der erstaunlichsten Denkmale des Landes instand zu setzen und seine ungewöhnlichen Qualitäten einer breiten Öffentlichkeit bekannt zu machen.

13 Ofenraum im Untergeschoss, kombinierter Koks- und Gasofen mit Rollwagen, 1927.



14 Glasfenster in der Aussegnungshalle, 2005.

Archivalien:

Stadtarchiv Tuttlingen: Bestand III: A 1653, A 1654, A 1655; Bestand 23: 49/3, 50; Bestand 60/5: 3, 4/4/4, 4/5, 4/6; Personalakten: Paul Biber; Friedrich August Schmidt.

Literatur:

25 Jahre Feuerbestattung 1911–1936. Festschrift, Hrsg. Feuerbestattungsverein Tuttlingen und Umgebung e.V., Tuttlingen (16. August) 1936, S. 24–34, S. 34.

Emil Beutinger, Handbuch der Feuerbestattung und ihre geschichtliche Entwicklung von der Urzeit bis zur Gegenwart. Technische und künstlerische Anforderungen an neuzeitliche Krematorien und die damit zusammenhängenden Anlagen, Leipzig 1911.



Norbert Fischer, Vom Gottesacker zum Krematorium. Eine Sozialgeschichte der Friedhöfe in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert, Köln 1996, S. 94–131. Krematorium und Leichenhaus Tuttlingen (Einweihungsfestschrift), Hrsg. Feuerbestattungs-Verein Tuttlingen und Umgebung, Tuttlingen (14. August) 1927. Fritz Schuhmacher, Feuerbestattung (Handbuch der Architektur, IV. Teil, 8. Halbband, Heft 3b), Leipzig 1939.

Henning Winter, Die Architektur der Krematorien im Deutschen Reich 1878–1918, Dettelbach 2001.

Dr. Melanie Mertens I Monika Loddenkemper M. A. Regierungspräsidium Freiburg Referat 25 – Denkmalpflege Sternwaldstraße 14 79102 Freiburg/Breisgau

Besondere Dachdeckungen im Main-Tauber-Kreis

Die Aufmerksamkeit gilt historischen Dachdeckungen, wie Verlegeweisen und Dachziegelformen, wie sie im Main-Tauber- und vereinzelt auch im Hohenlohe-Kreis zu finden sind. Vorgestellt werden eine im süddeutschen Raum bislang bei Bauten aus der Zeit vor 1900 unbekannte jahrhundertealte Kronendeckung sowie einige seltene vorindustrielle Sonderschnittformen von Biberschwanz- alias Flachziegeln. Diese seltenen Dachdeckungen sind Dokumente der ehemaligen Vielfalt handwerklicher Erzeugnisse und Bautätigkeit im Gebiet an Main, Tauber und Kocher. Ihre Erhaltung und Fortschreibung ist denkmalpflegerisches Anliegen, für das der folgende Beitrag eine noch breitere öffentliche Akzeptanz zu gewinnen versucht.

Judith Breuer

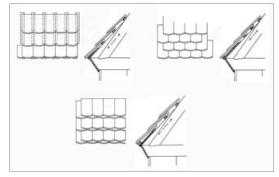
Kronendeckung in Tauberbischofsheim

Bei einem Ortstermin im November 2004 in Tauberbischofsheim, bei dem über das Schicksal einer Scheune diskutiert wurde, fiel eine Besonderheit ihrer Dachdeckung auf. Bei dieser Scheune, die in der Altstadt von Tauberbischofsheim, und zwar in der Bachgasse direkt neben dem Mühlkanal steht, handelt es sich um einen giebelseitig erschlossenen Fachwerkbau, der in der Liste der Kulturdenkmale geführt ist. Darin ist – aufgrund seiner Fachwerkstruktur – "um 1600" als Erbauungszeit angegeben. Nicht die erhaltenen alten handgestrichenen Biberschwanzziegel, die mit ih-



1 Scheune Bachgasse 16 in Tauberbischofsheim, erbaut 1675 (d), Zustand 2005.

2 Schematische Aufsichten und Schnitte von Einfach-, Doppel- und Kronendeckungen mit Biberschwanzziegeln (Zeichnung Andreas Stiene, Regierungspräsidium Stuttgart, unter Verwendung einer Abbildung des Reallexikons zur deutschen Kunstgeschichte, III. Bd, 1954).



rem Geradschnitt und den abgerundeten Ecken in Württemberg zu den traditionell weit verbreiteten Flachziegeln gehören, erregten die besondere Aufmerksamkeit bei diesem Ortstermin, sondern die besondere Verlegung der Biberschwanzziegel. Diese Besonderheit hat die Scheune Bachgasse 16 übrigens auch mit der südwestlich anschließenden traufständigen Scheune Bachgasse 18 gemeinsam, die jedoch – wenn auch 1571 bezeichnet – wegen umfangreicher Modernisierungen nicht denkmalgeschützt ist.

Die Ziegel auf beiden Scheunen – was ungewöhnlich im Main-Tauber-Kreis und in Baden-Württemberg ist – sind in einer so genannten Kronendeckung verlegt. Auf der Dachfläche ergibt das eine betont horizontale Untergliederung, weil, da auf einer Dachlatte Ziegel in zwei Reihen übereinander hängen, Ziegelreihen in breiten und schmalen Abständen einander abwechseln. Das Bild der Dachfläche bestimmen insbesondere die eng übereinander sitzenden Ziegelreihen, deren gegeneinander versetzte Anschnitte ein dekoratives Gliederungsband ergeben, ähnlich einer umge-



4 Untersicht der Dachhaut der Scheune Bachgasse 16 in Tauberbischofsheim mit bauzeitlicher Kronendeckung, Aufnahme von 2004 (Foto: Burghard Lohrum, Ettenheimmünster).

3 Dachhaut der Scheune

Bachgasse 16 in Tauber-

bischofsheim mit hand-

schwanzziegeln in bau-

Aufnahme von 2004

zeitlicher Kronendeckung,

(Foto: Burghard Lohrum, Ettenheimmünster).

gestrichenen Biber-



drehten Krone. Diese Verlegeart ist traditionell heimisch in Brandenburg, Sachsen, Thüringen, im ehemaligen Schlesien und im ehemaligen Böhmen. Im westlichen Deutschland einschließlich Baden-Württembergs werden Biberschwanzziegel traditionell in der Material sparenden Einfachdeckung, zu der Schindeln gehören, die zur Erlangung von Dichtigkeit den Stößen der Ziegel unterlegt sind, und seit dem 19. Jh. vermehrt auch in der Doppeldeckung verlegt. Bei beiden Verlegearten haben die Latten und Ziegel einen einheitlich breiten oder schmalen, dabei aber durchgängig gleichen Abstand. Von wenigen Ausnahmen im frühen 20. Jahrhundert abgesehen, tauchen erst seit der Wende, nach der Dachdeckerfirmen aus den östlichen Bundesländern auch überregional zu arbeiten begonnen haben, vereinzelt neue Dächer mit Kronendeckung in Baden-Württemberg auf.

Die Entdeckung dieser alten Kronendeckung auf einer baden-württembergischen Scheune versprach also eine kleine Sensation zu werden. Um sicherzugehen, dass es sich um keine moderne Umdeckung handelt, bzw. um das Alter dieser Deckung zu erfahren, beauftragte das Landesdenkmalamt eine bauhistorische Untersuchung. Ergebnis der von Burghard Lohrum, Ettenheimmünster, vorgenommenen Untersuchung ist, dass es sich bei dem Eichenholzgefüge der Scheune um eine dendrochronologisch 1675 datierte Konstruktion handelt. Die ausschließlich aus Kiefernholz gearbeiteten Latten im oberen Bereich beider Dachflächen machten auf den Bauforscher ebenfalls einen originalen Eindruck. Die Dendrodatierung dieser Latten bestätigte diesen Eindruck: Ihr Holz wurde zwischen 1672 und Winter 1674/75 gefällt. Das heißt, auch die Lattung im Abstand von 25 bis 26 cm und die Kronendeckung in beiden oberen Dachbereichen stammen aus der Erbauungszeit der Scheune, also aus dem Jahr 1675. Die anschließenden unteren Dachflächen weisen dagegen modern gesägte Latten auf. Diese unteren Dachflächen sind an der Südseite in Fortschreibung der alten Verlegeart unter Wiederverwendung der handgestrichenen Biberschwanzziegel und an der Nordseite mit Doppelmuldenfalzziegeln neu eingedeckt worden.

Bei der Kronendeckung dieser Scheune in Tauberbischofsheim handelt es sich also um eine in Baden-Württemberg in vorindustrieller Zeit bislang unbekannte Verlegeart der Dachziegel. Vermutlich ist diese Deckung die Arbeit von einem oder mehreren eingewanderten oder auf Wanderschaft befindlichen Dachdeckern aus Mitteldeutschland. Waren Denkmalpfleger und Bauhistoriker bisher der Meinung, Kronendeckungen seien in Baden-Württemberg untraditionell, so



sollten sie zumindest diese Ausnahmeerscheinung zur Kenntnis nehmen. Als Fazit aus dieser Entdeckung ist nun aber nicht zu ziehen, dass generell bei Neueindeckungen von Kulturdenkmalen im Main-Tauber-Kreis nun auch Kronendeckungen befürwortet werden. Vielmehr lehrt uns diese Entdeckung auf Besonderheiten oder Charakteristika zu achten und charakteristische Altsubstanz und Altstrukturen zu erhalten oder – wenn die Substanz abgängig ist – zumindest die Strukturen, hier die besondere Verlegeart, auf dem betroffenen Bau fortzuschreiben.

Biberschwanzziegel mit Spitz- oder Wappenschnitt im östlichen Kreisgebiet

Im östlichen Bereich des Main-Tauber-Kreises, also in und um Bad Mergentheim, Creglingen, Niederstetten und Weikersheim, und in Teilen des Kreises Hohenlohe entdeckt man bei genauerem Hinsehen alte Dachdeckungen mit Biberschwanzziegeln von unterschiedlichen, zum Teil seltenen Schnitten, wie Spitzschnitt oder auch Kielbogenalias Wappenschnitt. Der Kielbogen- bzw. Wappenschnittbiberschwanzziegel soll bis etwa 1800 in dieser Region gebrannt worden sein. Die Herstellung des Spitzschnittziegels dürfte um die gleiche Zeit eingestellt worden sein. Heute sind diese Ziegel nicht mehr in Reindeckung zu finden, sondern in Deckungen, die durchmischt sind mit unterschiedlich geschnittenen Biberschwanzziegeln. Alte Flachziegel, insbesondere mit Spitzund Wappenschnitten gewinnen infolge der stetigen Erneuerungen einen immer höheren Sel-

Bei jeder Dachneueindeckung gehen Altziegel verloren. Ob die Dachhaut komplett zu erneuern ist oder in Teilen erhalten werden kann, immer sind Ziegel als Ersatz oder zur Ergänzung notwendig. Zuweilen kann auf Altziegel von einem

abgängigen Nachbarbau zurückgegriffen werden. Doch meist sind Neuziegel erforderlich. Die Ziegelindustrie bietet heute zahlreiche Sonderschnitt-Biberschwanzziegel an, die die Fortschreibung einer Sonderdeckung erlauben. Da die Altziegel mit den regionaltypischen Schnitten aber vorwiegend in Mischdeckungen überkommen sind, wird bei der Ersatzdeckung häufig ein Neuziegel mit einer der gängigeren bzw. schneller lieferbaren Schnittart gewählt. Wenn dies so weiter praktiziert wird, gehen nicht nur die alten Ziegel, sondern auch die regionalen Eigentümlichkeiten und auch das Wissen darüber allmählich verloren. Die Erhaltung und die passende Ergänzung solcher Deckungen, und zwar auf den Dächern, von denen sie stammen, ist daher ein denkmalpflegerisches Anliegen.

Mit dem Verlust erhaltenswerter Altdeckungen verlieren zudem die Dachlandschaften den im unterschiedlichen Alterungszustand liegenden Reiz. Neuziegel, weil industriell gefertigt, können nicht den Alterswert und die von Stück zu Stück variierende Struktur von handwerklich gearbeiteten und unterschiedlich gebrannten Ziegeln erreichen. Dachflächen aus Jahrzehnte bis Jahrhunderte lang patinierten Ziegeln verleihen nicht nur dem Einzelbau, sondern auch einer Gesamtanlage einen besonderen optischen Reiz. In Erkenntnis dieser Qualität hat der Altstadtverein Weikersheim beim Umbau eines Handwerkerhauses aus dem 18./19. Jahrhundert in Weikersheim (Wilhelmstr. 4) die alte Dachdeckung, bestehend aus handgestrichenen Biberschwanzziegeln verschiedener Schnitte, so mit Korbbogenschnitt, mit Geradschnitt mit abgerundeten Ecken und mit Wappen- alias Kielbogenschnitt, unter Ergänzung von im Stadtgebiet gesammelten Altziegeln neu eingedeckt.

5 Handstrichbiberschwanzziegel des 17./18. Jh. mit Sonderschnitten, links mit Wappenschnitt vom Schlößle in Niederstetten-Pfitzingen und rechts mit Spitzschnitt von der Schafstallscheune in Creglingen-Frauental.

6 Handwerkerhaus aus dem 18./19. Jh. (Wilhelmstr. 4) in Weikersheim, das – als Teil der Gesamtanlage Weikersheim – vom Altstadtverein seit 2001 instand gesetzt wird, Zustand 2004.



8 Schafstallscheune in Creglingen-Frauental, Teilfläche an der Talseite mit wieder verlegten handgestrichenen Biberschwanzziegeln mit Spitzschnitt.

7 Schafstallscheune in

Creglingen-Frauental

während des Umbaus

zu Ferienwohnungen

nach der Umdeckung.

schnitt-Biberschwanz-

ziegeln.

Zu sehen sind die Dach-

flächen mit neuen Spitz-

Eine einheitlichere Altdeckung zeichnet die evangelische Pfarrkirche in Ingelfingen-Hermuthausen (Hohenlohekreis), einen Bau des 17./18. Jahrhunderts, aus. Die historischen handgestrichenen Biberschwanzziegel, vorwiegend mit dem seltenen Wappenschnitt, werden – so wurde mit der Kirchgemeinde einvernehmlich beschlossen – auf einer Dachfläche – wie zuvor in Einfachdeckung – wiederverlegt und auf der anderen Dachfläche neue naturrote Biberschwanzziegel mit gleichem Wappenschnitt und in gleicher einfacher Deckungsweise aufgebracht.

Eine andere einheitliche Dachdeckung konnte bei der aktuellen Instandsetzung und Umnutzung einer Stallscheune in Creglingen - Frauental fortgeschrieben und zu einem Teil erhalten werden. Der Ökonomiebau ist Teil eines Schafhofs aus dem 16./17.Jh im südlichen hoch gelegenen Vorfeld von Frauental. Der Weiler Frauental entwickelte sich aus dem dortigen 1548 zum Kastenamt des Markgrafen von Ansbach profanierten Zisterzienserinnenkloster. Die Hofanlage besteht aus dem Schäferhaus, einem Fachwerkbau über massivem Erdgeschoss, und der stattlichen Schafstallscheune. Dieser Massivbau birgt im Erdgeschoss den ehemaligen Schafstall und im gewaltigen Dachwerk den ehemaligen Fruchtund Futterspeicher, der über Gaupen vom Weg aus angedient werden konnte.

Nachdem das Schäferhaus seit 1978 zu einem Ferienhaus umgebaut worden war und Nachfrage erfährt, hat der Eigentümer nun auch für die lange Zeit ungenutzte Schafstallscheune eine Umnutzung zu Ferienwohnungen beantragt. Um die massiven Umfassungsmauern, die nur in wenigen Schießscharten geöffnet sind, nicht durch Fensteröffnungen durchlöchern zu müssen, sieht das im Herbst genehmigte Konzept die Einrich-





tung der Ferienwohnungen im Dachbereich vor. Dazu wurden an der Talseite ein Dachladen und zum Höhenweg die Befensterung der drei Ladegaupen von den Denkmalschutzbehörden akzep-

Die Dachhaut der Schafstallscheune bestand bis zur Umbaumaßnahme, bei der zur Sichtbarlassung der Dachkonstruktion die Dachdämmung auf den Sparren verlegt wird, aus in Einfachdeckung verlegten vorwiegend alten handgestrichenen Biberschwanzziegeln mit Spitzschnitt im Format 42 × 17,2 cm und wenigen Biberschwanzziegel mit flachem Segmentschnitt. Das Konzept für die Dachdeckung zielt auf die Aufnahme und Verlesung und die Wiederverlegung der intakten Altziegel. Da die Menge der Altziegel durch die Auslese der defekten und durch die Neueindeckung der Dachhaut in der materialaufwändigeren, aber dichteren Doppeldeckung für eine Dachfläche nicht ausreichte, sind die Altziegel in einer Teilfläche versammelt neu verlegt und die anderen Dachflächen mit modernen naturroten Biberschwanzziegeln mit Spitzschnitt, der von der Ziegelindustrie wegen des Verlegebildes auf der Dachfläche als Sechseckschnitt bezeichnet wird, eingedeckt worden. Trotz der umnutzungsbedingten Veränderungen wurden bei der Umbaumaßnahme damit die weitgehend geschlossenen Erdgeschossumfassungsmauern, die weitgehend offen einsehbare Dachkonstruktion und letztlich der erhaltensfähige Bestand der seltenen Biberschwanzziegel mit Spitzschnitt er-

Ist erst einmal das Bewusstsein für die Besonderheiten von Kulturdenkmalen geweckt, machen die Eigentümer dieser Bauten häufig die Erhaltung denkmalwerter Substanz und Strukturen auch zu ihrem Anliegen. Es ist zu hoffen, dass dies in Zukunft auch bei denkmalwerten Dachdeckungen mehr und mehr gelingt.

Dr. Judith Breuer Regierungspräsidium Stuttgart Referat 25 – Denkmalpflege Berliner Straße 12 73728 Esslingen am Neckar

Denkmalporträt



Die mittelalterliche Ortsburg "Auf dem Buck" Bräunlingen (Schwarzwald-Baar-Kreis)

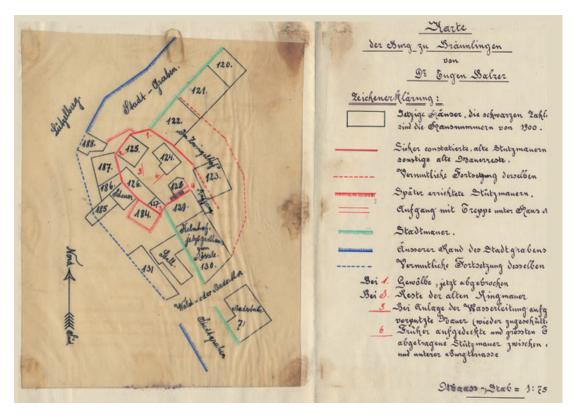
Viele ehemalige Ortsburgen sind im heutigen Siedlungsbild kaum mehr auszumachen, weil ihre obertägig sichtbaren Reste beseitigt worden sind. So erging es auch der Bräunlinger Burg, die auf dem so genannten Buck, einem leicht erhöhten Geländesporn zwischen Breg und Rötenbach am westlichen Rand der Altstadt lag. Ihre Errichtung geht auf den im 12. Jahrhundert nachgewiesenen Ortsadel zurück. Letztmals wird die Bräunlinger Burg 1358 erwähnt. Zeitgenössische Darstellungen der Burg gibt es nicht, lediglich Geländestrukturen geben Hinweise auf ihre ehemalige Ausdehnung des teilweise überbauten Burgplatzes. Schon ein Katasterplan um 1900 stellt einige kleine Wohnhäuser dar, die auf dem ehemaligen Standort der Burg errichtet worden sind. Letzte obertägig sichtbare Reste der Anlage sind durch später auf dem verfüllten Burggraben erbaute landwirtschaftliche Anwesen überformt und bei deren Abbruch beseitigt worden.

Ende des 19. Jahrhunderts führte der Bräunlinger Heimatforscher Dr. Eugen Balzer Untersuchungen am Burgstall durch und fasste seine Beobachtungen in einer Grundrissskizze (vgl. Abb. S. 112) zusammen. Die von ihm 1895 beim Graben von Abwassergräben geborgenen Funde werden im Kelnhof-Museum Bräunlingen verwahrt. Sie geben uns neben einer Datierung auch Hinweise zu den

Lebensverhältnissen auf der Burg. Zahlreich sind Bruchstücke von Geschirrkeramik, ferner Becherund Pilzkacheln eines um 1300 errichteten Ofens. Geschossspitzen von Armbrustbolzen und ein Stachelsporn unterstreichen den Wehrcharakter der Burg. Die Altfunde legen eine Nutzung der Bräunlinger Burg zwischen 1200 und der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts nahe, was sich mit den wenigen Schriftzeugnissen deckt.

Im Zusammenhang mit der Sanierung dieses Areals wurde 1987 eine archäologische Sondage durchgeführt, deren Ziel es war, mit zwei Grabungsschnitten den Rand der Burganlage exakt zu fassen, um so die älteren Ergebnisse der lokalen Geschichtsforschung zu überprüfen. Schon Balzer hatte festgestellt, dass sich die ovale, 25 x 30 m messende Grundfläche der Burg in zwei Bereiche gliederte. Die Obere Terrasse (heute Standort der Gebäude Auf dem Buck 4 und 5) war der Kern der Anlage. Hier beobachtete er mittelalterliche Mauerzüge und ein ehemaliges Gewölbe. Diesem Bereich war im Süden eine untere Terrasse mit dem Zugang zur Burg vorgelagert.

Die freigelegten Befunde der bislang unausgewerteten Grabung decken sich mit den früheren Beobachtungen und ergänzen diese mit wichtigen Fakten zum Aussehen der Burg. Eine 1,5 m mächtige Quadermauer befestigt den Kernbe-



reich der mittelalterlichen Burganlage. Sie war von einem 1,8 m tiefen und mehr als 19 m breiten Burggraben umgeben. Darin konnte ein dreieckiges Podium nachgewiesen werden, das der Burg vermutlich als statische Sicherung im Nordwesten vorgelagert war. Im östlichen Teil der Altstadt bestand ein Zwinger oder Vorhof der Kernburg (heute Im Zwingelhof). Hier lagen weitere Nebengebäude der Burg und die abgegangene Nikolauskapelle. Der Graben der Burg wurde seit dem 18. Jahrhundert verfüllt. Spuren der ehemaligen Bebauung des 19. Jahrhunderts wurden ebenfalls bei der Grabung erfasst. Deutlich zeichneten sich die Fundamentreste der nicht unterkellerten Anwesen Nr. 187 und 186 sowie eine befestigte Scheunenzufahrt ab.

Nur Terrassenmauern und Geländestrukturen zeugten bisher von der Bräunlinger Ortsburg. Die archäologische Sondage konnte belegen, dass der Kernbereich der Anlage noch weitgehend ungestört ist. Baureste der einstigen Burg stehen bereits in einer Tiefe von 10 cm an, was den Burgstall "Auf dem Buck" zu einer wichtigen archäologischen Zone macht.

Durch ältere lokale Forschungen und die archäologische Sondage ist nun die Abmessung der einstigen Anlage geklärt. Es ist zu wünschen, dass es gelingt, die ehemalige Begrenzung der Burg durch Wegeführungen und geeignete Bepflanzungen für die Bürger ablesbar zu gestalten. Damit würde diese für die Bräunlinger Ortsgeschichte bedeutende Stätte über das in diesem Jahr begangene 700-jährige Stadtjubiläum hinaus im Bewusstsein bleiben.

Dr. Bertram Jenisch

Regierungspräsidium Freiburg Referat 25 – Denkmalpflege Sternwaldstraße 14 79102 Freiburg/Breisgau

Denkmalporträt



Lohn für besondere Verdienste Ein kleines Palais am Obertorplatz in Hechingen (Zollernalbkreis)

Hechingen war bis 1850 Haupt- und Residenzstadt des gleichnamigen hohenzollerischen Fürstentums. Bis heute finden sich noch zahlreiche Bauten, die an diese Zeit erinnern, darunter das fürstliche Stadtschloss und der Fürstengarten mit seinen Villen. Auch die Häuser der höheren Staatsbeamten prägen das Bild der kleinen Residenz, vor allem außerhalb der ehemaligen Stadtbefestigung, zum Beispiel am hoch gelegenen Obertorplatz. Hier fällt – etwas beengt neben dem modernen Bau der Sparkasse – ein klar gegliedertes zweigeschossiges Gebäude im "Rundbogenstil" auf, dessen architektonische Ausgestaltung vergleichsweise anspruchsvoll wirkt.

Seine Fassade ist oberhalb des glatten, steinsichtigen Sockels verputzt, im Übrigen zeichnet sie sich durch die reiche Verwendung von Hausteinen in den Fenster- und Portalgewänden aus. Dagegen ist der aufwändig gestaltete obere Fassadenabschluss – ein Traufgesims mit verschiedenfarbig

gefassten Feldern zwischen schmalen profilierten Konsolen – vermutlich ebenso aus Holz, wie das Stockwerksgesims.

Als wichtigstes Gestaltungsprinzip muss die strenge, durch den Wechsel von einfachen und gekuppelten Rundbogenfenstern fein rhythmisierte Axialsymmetrie genannt werden, also der spiegelbildliche Fassadenaufbau beiderseits einer Mittelachse – hier gebildet durch Portal, Balkontür und Mittelfenster der großen Dachgaupe. Genau im Zentrum beansprucht der Balkon sofort die ganze Aufmerksamkeit des Betrachters durch sein kunstvolles Eisengeländer: Vergleichbares findet sich in Hechingen nur am Neuen Schloss. An Bürgerhäusern waren Balkone zu jener Zeit selten. Auch vor den Obergeschossfenstern sind ähnliche, etwas einfacher gehaltene Geländer angebracht. Im gleichen Sinne ungewöhnlich ist das hohe und weite Mittelportal, erlaubte es doch einst die Einfahrt für Kutschen (vor der erst in jün-



gerer Zeit erfolgten Anbringung von Stufen) und ermöglichte somit den Herrschaften ein bequemes und geschütztes Ein- und Aussteigen innerhalb des geräumigen und bis heute in seinen Ausmaßen erhaltenen Hausgangs. Der eingefahrene Wagen konnte durch ein zweites Tor in den Hof lenken und dort wenden. Nur wenige Bürger waren damals mit Pferden und Wagen ausgestattet und so finden sich folgerichtig kaum weitere Beispiele für einen derartigen Luxus in Hechingen. Alle diese Details weisen auf einen wohlhabenden, an Bequemlichkeit und Repräsentation gleichermaßen interessierten Bauherrn hin. Über dessen Person schafft die Auswertung verschiedener Brandversicherungskataster weitgehend Klarheit: Es handelt sich demnach ganz offensichtlich um den fürstlichen Forstrat Rudolf Gfrörer (1820-1899), der 1850 unter dem Namen Edler Herr Gfrörer von Ehrenberg in den Adelsstand erhoben wurde. Anlass zum Bau dürfte die Verheiratung des jungen Hofbeamten im Jahre 1842 gewesen sein. Jedenfalls wurde das Gebäude, den Kataster-Eintragungen zufolge, zwischen 1842 und 1847 anstelle eines dort zuvor bestehenden Bauernhauses errichtet. Einen deutlichen Hinweis auf den forsträtlichen Besitzer geben bis heute die auffallenderweise in die Dekoration des Balkongeländers integrierten Tannenzapfen, die sicherlich nicht zufällig angebracht wurden, da sie nicht zum üblichen Ausschmückungskanon jener Zeit gehörten. (Im Übrigen mag die Frage, woher Gfrörer die Mittel für einen derart anspruchsvollen Bau

haben konnte, damit beantwortet werden, dass seine Frau vermutlich eine "natürliche" Tochter des regierenden Fürsten war).

Das Haus wurde im damals modernen, nach seinem augenfälligsten Merkmal so genannten Rundbogenstil errichtet. Zu dessen bekanntesten Vertretern zählen in Süddeutschland etwa die Münchner Architekten Gärtner und Klenze, die gerade in den 1840er Jahren zahlreiche Bauten an der berühmten Münchner Ludwigstraße, einer Prachtstraße des bayerischen Königtums, fertig stellten. Die häufige Verwendung von Rundbögen bedeutete hier höchsten architektonischen Anspruch. Aber auch im übrigen Deutschland setzte sich dieser Stil zu jener Zeit durch. Man wandte sich somit vollständig von der bis dahin jahrzehntelang herrschenden Architekturgestaltung nach dem Vorbild der klassischen Antike ab, für die etwa noch das Neue Schloss in Hechingen ein gutes Beispiel ist. Seit den 1830er Jahren erlebten stattdessen die frühchristliche, byzantinische und romanische Baukunst mit ihren charakteristischen Rundbögen eine neue Wertschätzung – namentlich im Sakralbau. Für profane Bauaufgaben wählte man dagegen vor allem den ebenfalls von Rundbögen geprägten Palastbau zur Zeit der italienischen Frührenaissance zum Vorbild. Dies tat man unter anderem auch deshalb, weil sich hier auf eine für die Zeitgenossen überzeugende Weise Erinnerungen an den Aufstieg bürgerlicher Familien - etwa in Florenz oder Venedig - verknüpfen lie-Ben mit dem wiedererwachten Selbstbewusstsein der Bürger im Vormärz, also der damaligen Gegenwart. Im Übrigen konnte eine derartige Architektur durch ihren Reichtum an traditionellen Würdeformen auch für Macht und Herrschaft stehen. Somit überrascht es nicht, dass die Vorbildlichkeit der italienischen Renaissance nicht nur im Wohnhausbau, sondern auch und gerade bei Monumentalbauten noch bis weit in die 1870er und 80er Jahre hinein von ausschlaggebender Bedeutung war. Ein Beispiel dafür ist das 1873-76 erbaute Hechinger Landgerichtsgebäude.

Mit am Anfang dieser Entwicklung stand in der kleinen Residenz das offenbar von einem fortschrittlichen Architekten errichtete Haus Obertorplatz 14.

Dr. Michael RuhlandRegierungspräsidium Tübingen
Referat 25 – Denkmalpflege
Alexanderstraße 48
72072 Tübingen

Neuerscheinungen

Traum & Wirklichkeit Vergangenheit und Zukunft der Heidelberger Schlossruine

Begleitbuch zur Ausstellung im Heidelberger Schloss Ottheinrichsbau 16. April 2005 bis 17. Juli 2005

2005 jährt sich die Herausgabe des "Handbuchs der Deutschen Kunstdenkmäler" von Georg Dehio zum 100. Mal. Dieses Jubiläum war auch Anlass, ein anderes, ebenfalls 100 Jahre zurückliegendes Ereignis in den Mittelpunkt der Ausstellung "Traum&Wirklichkeit", zu rücken: den so genannten "Heidelberger Schlossstreit", der 1905 auf dem "Tag für Denkmalpflege" in Bamberg seinen Höhepunkt erreichte und in dessen Verlauf Georg Dehio wegweisende denkmalpflegerische Akzente setzte.

Das Begleitbuch, Stuttgart 2005, zu dieser Ausstellung mit 172 Seiten Text und zahlreichen farbigen Abbildungen sowie mit vielen Dokumenten, Bauaufnahmen und Texten zum "Heidelberger Schlossstreit" können Sie auch noch nach dem Ende der Ausstellung beziehen:

Landesamt für Denkmalpflege Berliner Straße 12, 73728 Esslingen am Neckar Telefon: 0711/66463-208 (Frau Feil) Abteilung11@rps.bwl.de

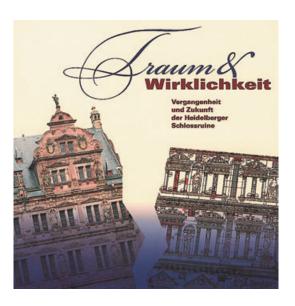
Preis: 10,- Euro zzgl. 1,40 Euro Versandkosten.

Dagmar Zimdars
Drei Kirchen im Gemüsebeet
Die Klosterinsel Reichenau
UNESCO-Welterbestätte.
Ein Insel-Führer

Illustrationen von Heike Treiber 57 Seiten Text mit zahlreichen Farbabbildungen Stuttgart 2005, Staatsanzeiger-Verlag.

Ein Rundgang über die Klosterinsel Reichenau muss für Kinder nicht langweilig sein.

Hier wird genau hingeschaut. Im bunten Wechsel von Fotos und Illustrationen, lustigen Sehhilfen und wissenswerten Hinweisen leitet dieser Inselführer junge Leser (und deren Eltern) zur Entdeckung der Welterbestätte Reichenau an; viele Rätsel beflügeln die Phantasie. Der Inselführer ist ein Begleiter auch unabhängig von einem Insel-Besuch und führt durch die spannende Geschichte der Insel



und lädt spielerisch zur Besichtigung dreier Kirchen ein. Mit dabei ist ein besonderer Frosch, der ab und zu Rätsel aufgibt.

Der Band ist der erste einer neuen Reihe mit dem Titel "DenkMal mit": Ihre Herausgeber, das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart und das Denkmalpflege-Referat des Regierungspräsidiums Freiburg, möchten bei jungen Menschen bereits ein Bewußtsein für denkmalpflegerische Themen wecken, indem sie sie anschaulich an Kunst und Geschichte heranführen. Die Idee hinter dem Ganzen: man schützt, was man kennt und man sieht, was man weiß.

Bezug: Staatsanzeiger-Verlag Buch- und Prospekt-Service Breitscheidstraße 69, 70196 Stuttgart Tel. 0711/66601-44 (Frau Becker)

Fax: 0711/66601-34

Preis: 12,80 Euro zzgl. 3 Euro Versandkosten.



Ausstellung



20 Jahre Ausgrabungen in LauchheimEreignisse und Begegnungen

Veranstalter Regierungspräsidium Stuttgart Referat 25 – Denkmalpflege Stadt Lauchheim

17. Juni bis 28. Juli 2005
Foyer im Rathaus der Stadt Lauchheim
Hauptstraße 28
73466 Lauchheim (Ostalbkreis)
Öffnungszeiten
Montag bis Freitag: 9–12 Uhr
Montag und Mittwoch: 14–16 Uhr
Donnerstag: 16–18 Uhr

Der Fund eines Goldblattkreuzes führte 1986 zur Entdeckung des großen alamannischen Gräberfeldes und der frühmittelalterlichen Siedlung bei Lauchheim. Seitdem werden hier in Lauchheim alljährlich Ausgrabungen durchgeführt, die dieses Jahr beendet werden können.

In dieser Ausstellung werden in einer Art Bildreportage wichtige Stationen der langjährigen archäologischen Ausgrabungen, der Ereignisse und Begegnungen gezeigt, vor allem aber die "Akteure" bei ihrer Arbeit auf der Ausgrabung. Erstmals kann der große Plan der frühmittelalterlichen Siedlung mit ihren hochinteressanten Baubefunden von zahlreichen Haus- und Gehöftanlagen der Öffentlichkeit vorgestellt werden.

Abbildungsnachweis

Dipl. Ing. U. Fritz, Konstanz: 66 oben;

R. Hajdu, Stuttgart: 74, 76, 79, 80 unten, 83–86; L. H. Hildebrandt, Wiesloch: 67, 68, 70–71;

W. Kiessling, Stuttgart: 116;

H. Mandl: Schwäbisch Gmünd-Herlikhofen: 82;

Th. Keller, Reichenau: 60;

E. Pietrus, Stuttgart: 88-91, 96, 97, 98, 99;

H. Chr. Singer, Kressbronn: 52;

Repro J. Schüle, Schwäbisch Gmünd: 75, 77; Archiv Frick, Spaichingen/Tuttlingen: 200,102

rechts, 104 rechts, 105 links; Archiv H. Steiner: 103 links;

Dr.-Ing. St. Uhl, Warthausen: 56, 57 unten, 58, 59; Landesarchiv Baden-Württemberg Generallandes-

archiv Karlsruhe: H Reichenau/1: 62, 65;

Landesarchiv Baden-Württemberg Staatsarchiv Sigmaringen: Wü 65/35,T.3 aus Nr. 236: 55;

Arge Altbergbau Odenwald, Schriesheim: 68, 69; Regierungspräsidium Freiburg, Referat 25 – Denkmalpflege:111,112; 62–66 oben (P. Wichmann); Regierungspräsidium Karlsruhe, Referat 25 –

Denkmalpflege: 102 links,104 links,105 rechts, 106

(B. Hausner);

Regierungspräsidium Stuttgart, Referat 25 – Denk-

malpflege:107-110 (J. Breuer);

Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, F. Pilz: Titelbild: 94, 95, 103, 113, 114;

Pfarrarchiv Oberbettringen: 80 oben;

Stadtarchiv Tuttlingen: 101;

Verein zur Erhaltung der Hofanlage Milz, Kress-

bronn: 53, 54;

Nach: Die Kirche zu Unterjesingen 1484–1984

(Tübingen 1984): 92, 93;

Nach: Klosterinsel Reichenau im Bodensee. UNESCO Weltkulturerbe. Arbeitsheft 8, Landesdenkmalamt. Stuttgart 2001, 124, 62 u. 65; Nach: Oswald Poetzelberger. Kunst am See 27. Verlag Robert Gessler, Friedrichshafen 2000: 61 oben Abb. 2 u. 3.

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege Berliner Straße 12, 73728 Esslingen am Neckar ISSN 0342-0027

2/2005 34. Jahrgang

Die Dienststellen der Landesdenkmalpflege

Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg als fachlich zuständige Landesoberbehörde wurde im Zuge der Verwaltungsreform zum 1. Januar 2005 aufgelöst. An seine Stelle treten fünf Organisationseinheiten.

Die hoheitlichen und regional orientierten Aufgaben wurden auf die vier Regierungspräsidien im Lande übertragen. Diese Aufgaben umfassen unter anderem:

Beratung der Denkmalschutzbehörden in fachkonservatorischen Fragen; fachliche Stellungnahmen in denkmalrechtlichen Genehmigungsverfahren sowie bei öffentlichen Planungen; Beratung der Eigentümer und Bauherren von Kulturdenkmalen und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen zur Erhaltung und Pflege von Kulturdenkmalen; Durchführung und Auswertung von archäologischen Rettungsgrabungen; Erfassung und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisation).

Für landesweit übergreifende und koordinierende Aufgaben der fachlichen Denkmalpflege wurde im Regierungspräsidium Stuttgart eine neue Abteilung 11 – das Landesamt für Denkmalpflege – eingerichtet. Sie hat insbesondere die Aufgabe: Leitlinien konservatorischen Handelns vorzubereiten und an deren Umsetzung mitzuwirken; die fachliche Denkmalpflege des Landes im Rahmen der Leitlinien zu koordinieren, auf die Einhaltung der Ziele eines landeseinheitlichen Vollzugs hinzuwirken und die Denkmalschutzbehörden zu beraten; die Aufstellung des Denkmalförderprogramms unter Beteiligung der höheren Denkmalschutzbehörde vorzubereiten; fachliche Grundlagen für die Denkmalpflege und landeseinheitliche Kriterien zur Erfassung und Bewertung von Kulturdenkmalen sowie von Gesamtanlagen zu erarbeiten und darzustellen; in Abstimmung mit der höheren Denkmalschutzbehörde Dritte, insbesondere Eigentümer und Besitzer von Kulturdenkmalen in Fällen von besonderer Bedeutung oder Fällen, für deren Bewertung bei ihm ein besonderer Sachverstand vorhanden ist, fachlich zu beraten; Schwerpunktgrabungen durchzuführen und deren Auswertung vorzunehmen; die fachliche Denkmalpflege nach innen und außen zu vertreten sowie die zentrale denkmalfachliche Öffentlichkeitsarbeit vorzubereiten und in Abstimmung mit der obersten Denkmalschutzbehörde durchzuführen; zentrale Fachbibliotheken, Dokumentationen, Fachdatenbanken sowie sonstige zentrale Dienste zu unterhalten.

Regierungspräsidium Stuttgart Landesamt für Denkmalpflege

Berliner Straße 12 73728 Esslingen am Neckar Postfach 200152 73712 Esslingen am Neckar Telefon 0711 / 6 64 63 - 0 Telefax 0711 / 6 64 63 - 444

Arbeitsstelle Hemmenhofen Fischersteig 9 78343 Gaienhofen-Hemmenhofen Telefon 0 77 35 / 30 01 Telefax 0 77 35 / 16 50

Arbeitsstelle Konstanz Stromeyersdorfstraße 3 78467 Konstanz Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30 Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

Regierungspräsidium Freiburg Referat 25 Denkmalpflege

79083 Freiburg im Breisgau Telefon 07 61 / 7 03 68 - 0 Telefax 07 61 / 7 03 68 - 44

Regierungspräsidium Karlsruhe Referat 25 Denkmalpflege

76247 Karlsruhe Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01 Telefax 07 21 / 9 26 - 48 00

Regierungspräsidium Stuttgart Referat 25 Denkmalpflege

Postfach 200152 73712 Esslingen am Neckar Telefon 07 11 / 6 64 63 - 0 Telefax 07 11 / 6 64 63 - 444

Regierungspräsidium Tübingen Referat 25 Denkmalpflege

Postfach 2666 72016 Tübingen Telefon 0 70 71 / 9 13 - 0 Telefax 0 70 71 / 9 13 - 201